Fehler und Gebrechen
der
christlichen Kirche.

Vorlesungen
in und für den
Protestantenverein.

Herausgegeben
von
Dr. E. L. Hagen,
Ritter des Großherzogl. Weimar. Falkenordens.

3. Heft.

Jena,
Verlag und Druck von J. Hermsdorf.
1868.

Gewidmet

allen Denen,

welche auf dem heiligen Gebiete der Religion nach Licht und Wahrheit streben;

und insbesondere Denen,

welchen das Gedeihen unserer protestantischen Kirche am Herzen liegt.

Vorwort.

„So oft ich zu Dir komme, finde ich Dich als 90jährigen und halberblindeten Greis in anstrengender literarischer Thätigkeit. Laß Deinen Geist und Deine Feder nunmehr ruhen und genieße die noch wenigen Tage Deines Lebens fern von jeder Störung Deiner Gemüthsruhe. Dein Streben, das Volk aufzuklären und zu veredeln, ist ein eitles und die Früchte desselben beschränken sich auf Verkennung, Undank und Verketzerung. Die Menschen gefallen sich in ihrem Wahn; darum störe sie nicht in demselben. Mache es also wie ich und Andere, überlasse sie ihrem Schicksale.“ — So sprach jüngst ein Bekannter bei seinem Eintritte in mein Zimmer.

In dieser Aeußerung liegt die Sinnesart aller derer verborgen, welche für die religiöse Erleuchtung ihrer Mitmenschen recht viel thun könnten, aber dieß aus Sorge für sich selbst und aus Gleichgültigkeit gegen das Wohl derselben unterlassen und dabei mit leeren Entschuldigungen sich brüsten. Sie gleichen dem Apostel Petrus, welcher nach Matth. 16, 22 u. f., als Jesus von seiner Aufopferung für die Menschheit gesprochen, zu diesem sagte: „Herr schone deiner selbst!“ worauf er jedoch die Antwort erhielt: „Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich, denn Du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Lieber Leser, wenn Dir diese meine bisherigen Worte mißfallen, dann schreibe ich nicht für Dich, und dann schlage dieses mein Buch zu und stoße es von Dir zurück, selbst wenn es von Dir mit den Worten Jesu geschehen sollte (natürlich nicht in dessen Geiste, sondern nur in Deinem Sinne): „Hebe dich, Satan, von mir; Du bist mir ärgerlich.“

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß

der hier folgenden Vorlesungen.

Erste Vorlesung.

Ueber Gott.

Erstes Glaubensbekenntniß eines Verstorbenen.

Mit der Nachricht von dem Hinscheiden eines hochbejahrteu Freundes und Gesinnungsgenossen erhielt ich durch die Verwandten desselben ein versiegeltes Paquet mit literarischen Aufsätzen, die der Verstorbene in seinen spätern Lebenstagen niedergeschrieben hatte, und die nach seinem letzten Willen bei seinem Ableben in meine Hände niedergelegt werden sollten. Bei Eröffnung des Empfangenen begegneten mir zunächst einige Worte des Abschieds, an welche sich das Verlangen anschloß, die inneliegenden zwei Aufsätze, als die Producte seiner letzten geistigen Thätigkeit und seiner vollsten Ueberzeugung zu betrachten und ihnen, wo möglich, ein Plätzchen in einer meiner Schriften einzuräumen.

Ich nehme keinen Anstand diesem Verlangen gegenwärtig nachzukommen. Diese Aufsätze verbreiten sich ja über das Wichtigste, was es für den Menschen geben kann, über Gott und Unsterblichkeit.

Wenn man vom Atheismus als von einer klaren, bestimmten, entschiedenen und zugleich fortbestehenden Ableugnung Gottes spricht, so behaupte ich, daß eine solche in den Bereich des Unmöglichen zurückgewiesen werden muß, da sie in keinem vernünftigen Menschen Platz finden kann; man müßte denn, um die Wirklichkeit einer solchen Ableugnung zu vertreten, auf die rohen Völker hinweisen, welche sich im gänzlich thierischen

Zustande befinden, in denen folglich die Vernunft, als das alleinige herrliche Besitzthum des Menschen allen lebendigen Geschöpfen gegenüber noch nicht zur Thätigkeit gelangt, ja irgend eine religiöse Idee noch gar nicht zum Vorschein gekommen ist. Wo aber der Glaube noch nicht eingetreten ist, da kann ja von einer Gottesverleugnung noch nicht die Rede sein.

Ein Atheismus, wie ich ihn so eben bezeichnet habe, ist in der mit Vernunft begabten Menschheit gar nicht möglich und darum auch in der That nicht vorhanden. Nicht möglich, weil wir Gott selbst in uns tragen und weil die ganze sichtbare Welt ihn uns in das Herz drückt; nicht vorhanden, weil sich ein vernünftiger Mensch nicht denken läßt, der einem solchen Irrwahn anheim fiele und der folglich als irrsinnig betrachtet werden müßte.

Etwas ganz Anderes ist es, wenn wir unter Atheismus ein zeitweiliges oder auch fortbestehendes Zweifeln am Dasein und Walten eines allerhöchsten Wesens verstehen, ein Zweifeln nämlich, welches durch Mangel an klaren und reinen Vorstellungen im Bezug auf Gott, durch schreckliche Erscheinungen in der Natur, durch grausenhafte Schicksale ganzer Völker und insbesondere durch schmerzliche und tieferschütternde Erfahrungen in unserm eigenen Leben hervorgerufen wird.

Ein solcher Atheismus hat uns wohl alle mehr oder weniger auf kürzere oder längere Zeit beschlichen, denn ein solcher ist unvermeidlich, aber auch verzeihlich.

Wenn ein Psalmist sagt: „Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott", so redet er, im Fall, daß er die zuerst bezeichneten Atheisten im Auge hat, von etwas, das gar nicht da ist; will er aber mit diesen Worten die zuletzt angedeuteten schildern, so gestattet er sich in seinem Eifer eine Härte im Ausdruck und eine Ungerechtigkeit gegen seine schwachen Mitmenschen, die sich nicht wohl rechtfertigen läßt.

Diese Härte und Ungerechtigkeit, die in der Anschuldigung der Gottesverleugnung gegen einen Andern liegt, welcher reinere Vorstellungen von Gott sucht und in sich aufnimmt, weil er sich mit dem vorhandenen, in der Jugend empfangenen, wohl auch ihm aufgedrungenen und von der Menge festgehaltenen Gott nicht zufrieden stellen kann, diese Härte und Ungerechtigkeit, die wir dem Zeitalter des Psalmisten gern verzeihen,

sollte aber in der jüngern Zeit völlig verschwunden sein, sollte auf der gegenwärtigen Stufe der wissenschaftlichen und moralischen Bildung nicht mehr gefunden werden.

Dem ist aber leider nicht also: Durchblicken wir das kirchliche Gebiet von der frühesten Zeit an bis in die gegenwärtige, so finden wir, daß hier von jeher Männer des Stillstands und des Rückschritts alle Diejenigen als Gottesleugner verschreien und verdammen, welche in die herrschenden von ihnen überwachten Zeitvorstellungen nicht eingehen können und wollen und daher sich auch durch Verdächtigungen und Schmähungen von der Auffassung, Festhaltung und Vertretung vernünftigerer und reinerer Ansichten im Bezug auf Gott nicht abschrecken lassen. Man denke hier nur im Bereiche des Christenthums an Spinoza und Fichte. Diese und alle ihnen gleichgesinnte Männer werden von ganz gewöhnlichen, die engen durch die Kirche ihnen gestellten Schranken des Forschens nicht überschreitenden Geistern, zu denen besonders die Theologen von Profession gehören, als Atheisten bezeichnet und geschmähet, um Unwissende einzuschüchtern und Denkfaule einzuschläfern, ob es gleich auch für sie selbst, die zu solcher Bezeichnung und Schmähung ihre Zuflucht nehmen, Stunden geben mag, in denen sie von ihren eigenen Vorstellungen über Gott zweifelnd zurücktreten. „Solche (sagt der englische Gelehrte Atkinson) sind es, die sich selbst mit ihren eigenen Narrheiten und Erfindungen täuschen, gleich Kindern, die über dasselbe Gesicht ihres Spielkameraden erschrecken, das sie selbst beschmiert und berußt haben.“

Ob nun die Schmäher oder die Geschmäheten einem wahren Gott oder einem Götzen huldigen, ob bie Letztern als ehrenhafte Männer vor uns dastehen, ob wir uns auf diese oder jene Seite zu stellen haben, darüber werden wir bald und leicht durch Nachfolgendes zur Entscheidung gelangen.

Wenn wir den Ursachen des Atheismus — ich meine hier den oben bezeichneten blos möglichen und in zeitweiligen Zweifeln an Gottes Dasein bestehenden — genau nachforschen, so werden wir zu der Ueberzeugung kommen, daß er aus den falschen uns schon in der Schule von der Kirche octroirten Vorstellungen von Gott hervorgehet.

Man denkt sich nämlich den von der Kirche, ja überhaupt den von den Pflegern der Religion in jedem Volke durch priesterliche Hände geschaffenen, gestalteten und geschützten Gott als ein persönliches, von der Welt abgesondertes und über ihr stehendes Wesen, das fort und fort in seine von Ewigkeit her mit Weisheit getroffenen Naturgesetze nach Maßgabe der eben obwaltenden Umstände abändernd und unterbrechend, also störend und mithin auch durch außerordentliche Wunder eingreift: eine Vorstellung, welche durch Uebertragung menschlicher Schwachheit und Unvollkommenheit auf die Gottheit entstanden ist, aber dem Glauben an Gottes Vollkommenheit namentlich an dessen Weisheit und Allwissenheit störend in den Weg tritt und denselben in Abrede stellt. Denn ist Gott im unbeschränktesten Sinne des Worts weise und allwissend, wie wir doch von ihm als dem allervollkommensten Wesen annehmen müssen, so können solche Abänderungen und Eingriffe im Betreff der von ihm in die Natur gelegten Gesetze nicht stattfinden. Indem wir nun uns Gott als ein solches mit Weisheit und Allwissenheit begabtes, folglich der Abänderung seiner Anordnungen nicht bedürfendes Wesen vorstellen und vorstellen müssen, so können wir der kirchlichen Vorstellung gegenüber und wohl gar uns ihr bequemend, nach welcher Gott umändernd und nachbessernd in seinem unermeßlichen Reiche, in welchem unsere Erde nur ein Stäuben bildet, erscheint, den Fragen nicht entgehen: Warum schreitet Gott zu solchen Eingriffen? Und wenn dieses wirklich geschieht und geschehen muß, wenn er nach Umständen die in die Natur weisheitsvoll von ihm selbst gelegten Gesetze hie und da störend abändert und in ihrem Wirken unterbricht, also besondere Wunder auf Wunder um seiner Zwecke willen vollbringt und vollbringen muß, läßt sich dieses mit seiner Erhabenheit vereinigen und weiset solches nicht auf seine Unvollkommenheit hin? Giebt es nicht tausend und abertausend Fälle, Zustände und Erscheinungen, bei denen wir diese Nachbesserung nöthig erachten und doch vermissen, und darum die Weisheit und zugleich die Güte Gottes gänzlich in Abrede stellen, ja an dem Dasein, wenigstens an dem Walten Gottes verzweifeln müssen? Können wir uns hier mit der priesterlichen Erklärung und Beschönigung zufrieden stellen, daß wir die göttliche Weisheit nicht meistern dürfen, daß das, was wir hier nicht begreifen können, in jenem

Leben im vollsten Lichte und in seiner göttlichen Herrlichkeit vor unsere Seele treten wird u. s. w.? —

Hier stehen wir also am Rande des Abgrundes der Verzweiflung, in welchen uns das Aufgeben unsers Glaubens an das Dasein und Walten eines höhern Wesens, also eben die Ableugnung eines Gottes stürzt.

Doch dieser grausenvolle Zustand dauert nur eine längere oder kürzere Zeit. Denn immer kehrt die Vernunft, gedrängt durch das Frieden suchende Herz bei den Gebildeten zur Annahme eines Gottes zurück. Weniger jedoch, schwerer und langsamer geschieht dieß bei den Niedern, Ungebildeten, nur für die nächsten sinnlichen Wahrnehmungen Empfänglichen und von kirchlichen Vorstellungen Beherrschten im Volke. Hier ist es, wo uns Gottesleugner im strengsten Sinn des Worts vorzugsweise begegnen.

Wer trägt nun hiervon die Schuld insbesondere im Bereiche des Christenthums? Es ist die Kirche mit ihren uns schon in der frühesten Jugend aufgedrungenen Vorstellungen von einem persönlichen, außer der Welt stehenden, überall und unaufhörlich wundervoll in alle einzelnen Zustände und Ereignisse eingreifenden und also die von ihm weisheitsvoll getroffenen Gesetze der Natur unterbrechenden Gott.

Den Glauben an einen solchen Gott, der, wie so eben bemerkt, nach Maßgabe besonderer Umstände abändernd und nachbessernd in seine frühern Anordnungen einwirkt, an einen Gott, über welchen die Kirche seiner unwürdige Vorstellungen überhaupt hegt und pflegt, z. B. daß derselbe, um die sündhaften Menschen begnadigen zu können, seinen Sohn am Kreuze habe sterben lassen, daß die künftige Seligkeit schon durch den Glauben an Jesum ermittelt werde, oder an einen Gott, den die Kirche mißbrauchet und herabwürdiget, indem sie, um nur des Einen zu gedenken, es wagt, bei dem Beginnen eines Krieges, dem nur die Selbstsucht zum Grunde liegt, um Beistand zu bitten und zu ihm nach blutigem Siege Dankgebete und Lobgesänge emporzusenden; — diesen Glauben an einen solchen Gott kann ich nimmermehr zu dem meinigen machen.

Welche Vorstellungen von Gott sind es nun, zu denen uns ein unbefangenes Forschen auf dem Felde der Wissenschaft leitet, und die alle

nach dem Lichte der Wahrheit strebenden Denker mit uns theilen? Ich will hierauf durch mein eigenes Glaubensbekenntniß Antwort geben, fern von dem Gedanken, es Andern aufzudrängen, und frei von der Besorgniß, als Atheist verdächtiget zu werden.

Ich glaube an das Dasein und Walten eines höchsten und vollkommensten Geistes, der das unermeßliche Weltall durchdringt, vergleichsweise auf dieselbe Art, wie unser menschlicher Geist unsern menschlichen Körper; ich glaube an einen Gott, in welchem sich alle denkbaren Vollkammenheiten im höchsten und reinsten Sinue des Worts vereinigen, welcher sich uns nicht blos durch das Vorhandensein und das Wesen unsers Geistes, sondern auch durch die ganze sichtbare Welt offenbaret und diese nach allgemeinen, auf Weisheit beruhenden und von Ewigkeit her vorhandenen Gesetzen regieret und in Ordnung hält, in diese Gesetze aber, um einzelner Erscheinungen willen, die er nach kirchlichen Vorstellungen beabsichtigen soll, nie störend eingreift, wie dieß etwa im Bezug auf eine kunstvolle Maschine oder auf den Organismus einer Staatsregierung von unvollkommenen Menschen geschieht, weil dieß anzunehmen der Glaube an seine Weisheit nicht gestattet.

Dieser mein Glaube fällt, genau betrachtet, mit denselben Vorstellungen zusammen, welche schon heidnische Philosophen der alten Welt in sich aufgenommen hatten, und welche jedoch durch die spätere kirchlich-christliche Despotie aus leicht zu erkennenden Ursachen verdrängt und in Schach gehalten wurden. Ich will hier nur an einen Socrates erinnern, welcher unter andern sagt: „Was ist und was man nicht sieht, das ist der Himmel." Sehr wahr! Der Himmel ist das unendliche Sein nach Raum und Zeit, ist das, was in Wahrheit ist; er ist nicht das unendlich Geschaffene und uns theilweise Sichtbare, denn das ist der zweite Himmel im engern Sinne, sondern das, was sich durch dieses Letztere offenbaret, diesem Letztern zum Grunde liegt; der Himmel, den wir nicht sehen, ist G o t t s e l b s t, der unsichtbar Alles, was in Zeit und Raum vorhanden ist, durchdringt. Wenn also Socrates von einem unsichtbaren Himmel spricht, so redet er von Gott selbst, der den zweiten, den sichtbaren Himmel, durchdringt, diesen umschließt, durch diesen zu uns spricht. Den unsichtbaren, durch die Materie nur wahrnehmbren und diese in allen ihrem einzelnen Theilen, also auch uns

durchdringenden Geist nennen wir Gott. Derselbe Gedanke liegt auch in den paulinischen Worten (Apostelg. 17, 28.): „In ihm leben, weben und sind wir," d. h. wir stehen mit ihm in der innigsten geistigen Verbindung, unser Geist ist ein Ausfluß des göttlichen Geistes, unser Geist, um dieß bildlich zu bezeichnen, ist ein Funke aus dem göttlichen Urlichte, ein Strahl, der aus demselben hervorgehet und zu ihm, wenn wir sterben, zurückkehret. Von einem persönlichen über und außer der Welt, die den sichtbaren Himmel bildet, stehenden Gott, wie ihn die Kirche darstellt und schildert, kann, wie schon bemerkt, bei dieser Annahme gar keine Rede sein, auch darum nicht, weil alle für denselben angezogenen Gründe vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft nicht bestehen können. Der Glaube an eine solche außerweltliche Persönlichkeit Gottes verdankt seinen Ursprung dem Kindesalter der Menschheit und sein Fortbestehen in schwachen Geistern neben den Wünschen des Herzens den auf die Bibel gestützten Lehrsätzen unserer Kirche. Denn daß dieser Glaube an einen persönlichen von der sichtbaren Welt abgesonderten, ja selbst in drei Subjecte gespaltenen Gott in der ganzen christlichen Kirche sich vorfindet und immer noch in den Köpfen vieler Theologen spuket, daß nicht Wenige der Letztern selbst in unserer protestantischen Kirche es bis heute noch nicht an Versuchen haben fehlen lassen, die isolirte Persönlichkeit und mit dieser selbst die Dreieinigkeit Gottes zu retten, ist bekannt. Ich bemerke hierbei nur dieses, daß alle diese Versuche ohne Ausnahme schon durch ihre Künstelei sich als abstoßende und eitle herausstellen, und daß die Theologen, die sich nun einmal nicht von ihrer vorgefaßten Meinung trennen können, sich endlich in dem Kraft- und Machtspruch Augustins concentriren und ihr Heil suchen müssen: Auf Erden sind Drei mehr als Eins, aber in Gott ist Beides gleich — was freilich, wie er richtig bemerkt, der Mensch nicht begreift.

Aus leicht zu erkennenden Gründen bleibt bei der Schwäche unsers menschlichen Geistes unsere Vorstellung von Gott stets eine unvollkommene. „Alles was wir kennen (sagt der englische Gelehrte Martineau), sind Erscheinungen; die Grundursache ist gänzlich außer unserm Denkbereich." Wir können mit unserm sinnenden und forschenden Geiste uns dem wahren

Wesen der Gottheit nur dadurch einigermaßen nähern, daß wir alle unsere menschlichen Kräftee und Eigenschaften, in ihrer höchsten Vollkommenheit aufgefaßt, auf sie übertragen, wir können ihn, unsern Gott, somit auch nur theilweise denken, indem wir ihn als den Allmächtigen, Allgütigen, Allweisen u. s. w. uns vergegenwärtigen.

Was uns selbst und ihm gegenüber, was unser Verhältniß zu ihm betrifft, so hat dieß niemand schöner hervorgehoben und herrlicher bezeichnet als der Stifter unserer Religion durch die uns bekannten Worte (Matth. 5, 48.) „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Damit wollte er sagen: Euer ganzes Sinnen und Bestreben gehe vor Allem dahin, auch der Gottheit, in so weit wir Menschen uns mit unserm Geiste zu ihm erheben können, durch Aneignung ihrer von uns aufgefaßten hocherhabenen Eigenschaften, die wir uns in ihrer höchsten Vollkommenheit vergegenwärtigen, so viel als es dem Menschen möglich ist, immer mehr zu nähern, oder, was dasselbe ist, auf dem Wege zur Humanität rastlos vorwärts zu schreiten. Um uns die Betretung und Verfolgung dieses Weges zu erleichtern, bezeichnet er Gott als unsern Vater, den wir durch Folgsamkeit und Nachahmung unsere Liebe und Verehrung so wie unsere Dankbarkeit erweisen sollen.

Man erkennt hieraus, daß diese meine Ansicht im Bezug auf Gott eine christliche, wenn auch nicht eine kirchliche ist. Denn die Kirche ist es, welche bei Bildung ihrer Dogmen Gott außer und über die sichtbare Welt stellt, ihn von diesem Standpuncte aus dieselbe beherrschen und durch Wunder in das Triebwerk seiner Schöpfung und in die allgemeinen von ihm weise getroffenen Gesetze der Natur abändernd und störend eingreifen läßt; sie ist es also, die Wunder vertritt, welche doch schon wegen ihres Daseins (anderer Gegengründe hier nicht zu gedenken) mit der Weisheit Gottes unvereinbar sind.

Halt ein! Höre ich hier die Kirche triumphirend rufen; du hast den christlichen Boden verlassen, auf welchem ich fuße; Du steckst dich hinter die aberwitzige Vernunft, ich dagegen habe Jesum als starken Hort auf meiner Seite, der auf einen persönlichen Gott und auf eine specielle Vorsehung hinweiset. Wagst du dieß in Abrede zu stellen?

Ja, ich wage es; ich kann dir als Kirche nur soviel einräumen, daß der Schein für deine Annahme spricht. Das Folgende mag hierüber Licht verbreiten und hierauf Antwort geben.

Zunächst mache ich darauf aufmerksam, daß Jesus von der Ueberzeugung durchdrungen war, er sei berufen, die Menschheit zu veredeln und dadurch glücklich zu machen, daß er es für die Aufgabe seines Daseins erachtete, die Menschen über ihre Bestimmung aufzuhellen und zur Sittlichkeit zu erheben, dadurch aber das wahre Wohl derselben zu begründen, nicht aber um sie in den Bereich des Uebersinnlichen hineinzuführen und im Bezug auf denselben bestimmte und zuverlässige Erklärungen abzugeben. Dafür spricht sein ganzes Wirken und Walten, so wie er auch bei keiner Gelegenheit sich über das, was jenseits unserer sinnlichen Wahrnehmungen liegt und dem Reiche des Geistes angehört, ausgesprochen hat. Dieß Letztere wäre ja auch nicht möglich gewesen, da dieses Reich dem menschlichen Denken und Forschen verschlossen bleibt, und da auch jede Belehrnng hinsichtlich des Uebersinnlichen von uns Menschen nicht aufgefaßt werden kann, wofern nicht sinnliche Wahrnehmungen einer solchen zu Hülfe kommen. So hat er zwar von einem künftigen Reiche gesprochen, aber sich nirgends über dessen Beschaffenheit verbreitet. Die Kirche kann sich also schon um deßwillen nicht auf ihn berufen, wenn sie Gott als ein von der sichtbaren Welt getrenntes und außer derselben stehendes Wesen bezeichnet. Seine ganze Lehre über Gott bleibt bei dem Ausspruche stehen: Gott ist ein Geist und insbesondere uns Menschen gegenüber ein für uns sorgender und uns liebender Vater.

Was nun den von unserer Kirche vertretenen Glauben an eine specielle Vorsehung Gottes betrifft, nach welchem er mittelst außerordentlicher Wunder in den Schicksalsgang jedes einzelnen Menschen und Volks einwirkt, dabei folglich die von ihm stammenden und vorhandenen Naturgesetze unterbricht und stört, so scheint es allerdings, als finde solcher Glaube bei Jesu eine Unterstützung und Bekräftigung. Man denke nur an seine Worte (Matth. 10, 29.): „Kein Sperling fällt auf die Erde, ohne euren Vater — Eure Haare auf den Haupte sind alle gezählt.“ Indeß, wenn wir diese Worte genau und ohne Vorurtheil betrachten, so rechtfertigen sie die hier bezeichnete Annahme der Kirche durchaus nicht,

da Jesus durch sie lediglich darthun wollte, daß Gott in seinem unermeßlichen Reiche auch das Einzelne und Kleinste beachte, also allwissend sei und für Alles sorge, nicht aber, daß er um des Einzelnen und Kleinsten willen durch besondere mit außerordentlichen Wundern verbundene Maßregeln seine der Ewigkeit angehörenden Naturgesetze überschreite, daß mithin diese Natnrgesetze auch die Sorge für das Einzelne und Kleinste in sich schließen. Hätte Jesus mehr als dieß sagen und seine Worte so verstanden haben wollen, daß er hier eine immerwährende Unterbrechung der allgemeinen Naturgesetze von Seiten Gottes im Sinne gehabt habe, so würde er sich selbst widersprechen. Denn überall redet er von Gottes Weisheit, die folglich auch Alles in seiner ganzen Weltregierung gleich vom Anfange an oder vielmehr von Ewigkeit her so geordnet hat, daß irgend eine wundervolle Abänderung und Nachbesserung unnöthig wird. Will dieß die Kirche nicht zugeben, will sie bei der Vorstellung von einer speciellen Providenz, von einem Gott, der wundersam in seine Naturgesetze eingreift, um dieß oder jenes anders zu gestalten, stehen bleiben, so mag sie zusehen, wie sie es anfangen will, um Jesum, der auf Gottes Allwissenheit und Allweisheit hinweiset, als einen irrthumslosen Lehrer der Wahrheit, dieser ihrer Annahme gegenüber, zu rechfertigen, den Glauben an Jesum und an die Weisheit Gottes unter uns zu retten und auch sich selbst diesen Glauben zu bewahren. — Mit einem Worte: Die Vorstellung von Gottes Weisheit gestattet keine, natürlich durch neue Wunder zu bewirkenden, Eingriffe in die von ihm getroffenen allgemeinen Naturgesetze; nicht zu gedenken, daß wir auf dem gegenwärtigen Standpuncte der Philosophie und der Naturwissenschaft an Wunder nicht glauben können, auch darum solange nicht glauben können, als der von Cicero uns aufbewahrte Satz der ältern Philosophen noch nicht umgestoßen ist: *Nichts ist ja geschehen, was nicht hat geschehen können; hat es aber geschehen können, so ist es kein Wunder.*

Treten wir aber auch von allem Bisherigen zurück, geben wir zu, daß Jesus neben seinem schönen Glauben an Gottes Weisheit und Allwissenheit dennoch die Vorstellung von einer speciellen durch Wunder sich offenbarenden Vorsehung in sich getragen habe und durch obige biblische Worte (Matth. 10, 29 f.) habe andeuten wollen, so würde uns nichts

übrig bleiben, als anzunehmen: Es hat hier Jesum bei dem regen Streben, seine Jünger aufzurichten, etwas Menschliches beschlichen. Wir brauchen vor dieser Annahme nicht zurückzuschrecken. Er war bei aller seiner Erhabenheit doch immer ein Kind seiner Zeit, in welcher dieser Glaube vorhanden und zugleich dringendes Bedürfniß, besonders auch für ihn und die Seinigen war. Ferner, wenn er bei seinem gesunden menschlichen Geiste und bei seinen reinen Vorstellungen sich hie und da als weiser Volkslehrer seinem Zeitalter bequemte, so können wir dieß ihm nicht im Mindesten zum Vorwurf machen. Ueber dieß müssen wir bedenken, daß er auf dem religiösen Gebiete den letzten Grenzstein des Wissens und des Glaubens nicht stellen konnte, wohl auch nicht wollte, da die Menschheit unaufhaltsam immer weiter vorwärts schreitet (ob wir gleich gerne zugeben, daß wir durch Jesum im Betracht des Moralgesetzes, welches das herrlichste Element der Religion bildet, das Höchste erreichet haben); so kann dieß unserer hohen Achtung und innigen Verehrung, unserer dauernden Liebe nud Dankbarkeit im Bezug auf ihn nicht den geringsten Eintrag thun, und die Ueberzeugung wird uns nie verlassen, daß er unter allen Sterblichen der preiswürdigste Mensch und der erhabenste Religionsstifter von je her war und für die spätesten Zeiten bleiben wird.

Nach dieser meiner hier niedergeschriebenen Vorstellung von Gott richtet sich nun auch meine Verehrung desselben. Auch in Beziehung auf diese weiche ich von der Kirche ab. Wenn diese oder die sie vertretenden Theologen das Aeußere in der Religion, das die Religiosität nur Weckende, Fördernde und darstellen Sollende, wie Taufe, Nachtmahl und überhaupt Theilnahme an allen gottesdienstlichen Handlungen, ja selbst das Beten schon an sich als wesentliche Bestandtheile der Religiosität, als sichere Zeichen der Frömmigkeit, als das betrachtet wissen wollen und hervorheben, was schon an sich (als opera operata, sagen die Theologen) die Verehrung Gottes begründet und uns der Gnade desselben werth macht, wenn sie also die Mittel zum Zwecke mit dem Zwecke selbst verwechseln, wenigstens Beides mit einander vermischen, so halte ich mich dagegen an die Worte des Stifters unserer Religion: „Willst Du zum Leben ein=

gehen, halte die Gebote (Matth. 19, 17.) — Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel (7, 21.) — Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist (5, 48.) — Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten (4, 24.)," d. h. geistig nnd ohne Heuchelei, lediglich aus reinem Herzensdrange mit dem Bewußtsein ihrer menschlichen Ohnmacht und Abhängigkeit und der göttlichen Vollkommenheit und Erhabenheit, also in wahrer Demuth verehren, ihn so verehren, wie er es erwartet und fordert, durch einen Sinn und Wandel, wie ihn Gott schon dnrch das Gewissen vorgezeichnet hat. — Bei dieser meiner Ansicht von Gott und der ihm gemäßen Verehrung habe ich noch der Kirche gegenüber den Vorzug, daß von meiner Verehrungsweise die Rücksicht auf Lohn und Strafe, also die Selbstsucht fern bleibt.

Nach langem Forschen, Ringen und Kämpfen bin ich zu der hier dargelegten Vorstellung im Bezug auf Gott und dessen Verehrung gekommen, welche in mir eine unerschütterliche Festigkeit erhalten hat, und so habe ich von ihr durchdrungen es zu der höchsten Aufgabe meines noch übrigen Lebens gemacht, auf dem Wege der Humanität, der uns unserer Bestimmung entgegenführt, muthig vorwärts zu schreiteu. Auf diesem Wege hat mich auch die Erfahrung überzeugt, daß eben diese Vorstellung mir dieses Fortschreiten nicht blos erleichtert, sondern mich auch zu demselben nöthiget. Denn der Glaube an einen Gott, der vermöge seiner Vollkommenheit, seiner Weisheit und Güte die unermeßliche Welt nach allgemeinen Gesetzen enthält und regieret, sie mit seinem Geiste durchdringt, und uns Menschen vor allen andern Geschöpfen befähiget hat uns geistig zu ihm zu erheben uud immer vollkommener zu werden, drückt die Ueberzeugung immer tiefer in mich ein, daß wir nach dem Willen dieses Gottes uns bestreben sollen, darch unsere Veredlung im weiten Sinne des Worts unserer Bestimmung und ihm immer näher zu kommen.

Daß die die Bibel vergötternden, gegen den Fortschritt eifernden, auf ihrem dogmatischen Standpuncte nicht von der Stelle zu bringenden Zunfttheologen diese Ansicht von Gott bald Pantheismus, bald Mate-

rialismus, bald Atheismus, bald Indifferentismus, bald wohl gar Nihilismus zu nennen pflegen, ist bekannt; darf jedoch dem redlichen Forscher nach Wahrheit zumal auf dem heiligsten Gebiete nicht zurückschrecken.

Wohl mögen noch viele Jahrhunderte vergehen, ehe diese meine Ansichten über Gott, die ich mit vielen erleuchteten Männern der Vergangenheit und Gegenwart theile, die düstern Nebel durchdringen, mit welchen die Kirche sie verhüllt. Mich beruhigt hierüber der Gedanke und die Hoffnung, daß den geistigen Fortschritt keine menschliche Macht aufhalten kann, so wie das Wort Jesu an die ihn verschmähenden Juden: „Die Wahrheit wird euch (und somit endlich auch nach und nach die ganze Menschheit) frei machen" (Joh. 8, 32.).

Zweite Vorlesung.

Ueber Unsterblichkeit.

(Zweites Bekenntniß eines Verstorbenen.)

So bald der Mensch zum Bewußtsein seiner selbst gelangt ist, wird sich ihm unter vielen andern die Frage aufdrängen: Ist denn wohl mein Dasein nur auf die wenigen und flüchtigen Jahre dieses Lebens beschränkt, so daß ich mit dem Tode zu sein aufhöre?

Ein Grausen vor völliger Vernichtung seines Seins wird sich seiner bemächtigen, das Verlangen nach Fortdauer wird in ihm hervortreten, sich immer stärker in ihm regen und sich zugleich mit dem Wunsche verketten, mit denen wieder in Vereinigung zu kommen, die ihm hier theuer waren.

Diese Annahme scheint der Selbstmord abzuschwächen und in Zweifel zu stellen; allein dieß scheint nur wirklich also. Denn dieser tritt nur da ein, wo der Geist, wenn auch nicht durch einen fehlerhaften Organismus des Gehirns, doch durch außerordentliche, überraschende, ob verschuldete oder unverschuldete Unglücksfälle seine Besonnenheit verloren, wo die Verzweiflung die Vernunft überwältiget und außer aller Thätigkeit gesetzt und eine gänzliche Geisteszerrüttung, (sei es auch nur auf kurze Zeit) herbeigeführt, wo überdieß der Glaube an Gott und mit diesem die Vorstellung von des Menscheu Würde und Bestimmung allen Halt und Einfluß verloren hat. Somit kann der Selbstmord der obigen Annahme, nach welcher der zum Nachdenken über sich selbst gelangte

Mensch vor dem Gedanken an den Tod, als dem Schlußstein seines Seins zurückbebt und von dem Wunsche nach Fortdauer beseelt ist, keinen Eintrag thun.

Wir finden nun den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode schon im grauen Alterthume unter Juden und Heiden, ob hier gleich die Vorstellungen von einem künftigen Sein nicht überall dieselben waren, mehr oder weniger im Unklaren schwebten und sinnliche Freuden und Leiden in Aussicht stellten. Der Glaube an abgesonderte Stätten der Belohnung und des Ergötzens, so wie der Bestrafung und der Pein war überall vorherrschend. Die Heiden insbesondere verlegten den künftigen Aufenthalt in die Unterwelt, wo die Bösen und Ruchlosen mit schweren Arbeiten belegt wurden, während die Tugendhaften und Frommen als Schatten schweigsam in lieblichen Hainen einher wandelten. Sie pflegten somit eine Vorstellung von dem fortdauernden Dasein, die des Erfreuenden und Erhebenden nicht viel darbot.

Besser stand es nun um das, was ein Socrates zuerst, ohne sich über das Wie und Wo zu verbreiten — was genau betrachtet nur der Aberwitz thun kann — im Bezug auf geistige Fortdauer in der Nähe seines Todes gegen seine Verehrer aussprach.

Bekanntlich ist es nach diesem Jesum von Nazareth, welcher den Glauben an Unsterblichkeit in sich trug und auch in die Herzen seiner Anhänger legte und eben dadurch auch zur Verbreitung nnd Erhaltung seiner Lehre wesentlich beitrug. Als Christen sind wir also verbunden, diesen Glauben zu dem Unsrigen zu machen, in so weit und sobald derselbe mit unserer gesunden Vernunft nicht in Widerspruch tritt.

Hier müssen wir nun zunächst mit uns selbst darüber im Klaren sein, ob wir Jesum als einen wirklichen Gott, oder als einen bloßen, nur durch hohe Weisheit und reine Sittlichkeit ausgezeichneten Menschen betrachten.

Nehmen wir das Erstere an, erachten wir ihn als einen Gott, so sind wir aller Zweifel und jeder Beweisführung im Bezug auf unsere Unsterblichkeit überhoben und müssen den Glauben an sie unbedingt zu dem unsrigen machen, wie es auch die orthodoxe Kirche von je her bis zu unsern Tagen von uns erwartet, wenigstens in Schulen gelehrt und von Kanzeln geprediget haben will.

Demohngeachtet hat es unter den Christen zu keiner Zeit an Zweifelern hinsichtlich unserer Fortdauer nach diesem Leben gefehlt und die Zahl derselben hat sich mit dem Steigen der Wissenschaft überhaupt und der Naturwissenschaft insbesondere vermehrt, zumal da die immer stärker und von Vorurtheilen freier werdende Intelligenz sich mit dem Glauben an Jesum als einen Gott nicht mehr zufrieden stellen kann und da somit auch der Grund des Glaubens an Unsterblichkeit seine Festigkeit verloren hat und folglich eine gründliche Untersuchung dieses Bodens nicht bloß gestattet, sondern auch zur Nothwendigkeit geworden ist. Denn der unbefangene Denker der vorurtheilslose Forscher auf dem heiligen Felde der Religion wird zwar gern zugeben, daß Jesus von seinen ersten Verehrern als ein höheres, göttliches Wesen betrachtet wurde und daß man ihn schon seit dem ersten Jahrhunderte in der christlichen Kirche allgemein als einen wirklichen Gott anerkannte, was sich aus den Ansichten der frühesten Zeit, in welcher man Menschen von hoher Auszeichnung und großen Verdiensten nur zu leicht vergötterte, erklären und darum auch entschuldigen läßt; allein dieß darf doch unser Urtheil nicht gefangen nehmen und den Glauben an die Göttlichkeit Jesu keineswegs feststellen, zumal da sich auch Jesus selbst nirgends für einen Gott erkläret, sondern nur von seiner innigen geistigen Verbindung mit ihm gesprochen hat, auch weit davon entfernt war, göttliche Anerkennung und Huldigung zu beanspruchen, und im Gegentheil stets auf das Glauben an den alleinigen Gott und auf die Verehrung desselben durch Lehre und Beispiel drang. Ueberdieß würde mit der Annahme der Göttlichkeit Jesu die Grundsäule unserer Religion, der Glaube an einen e i n z i g e n Gott erschüttert und umgestoßen werden, nicht zu gedenken, daß uns Jesus auch durch sein ganzes menschliches Sein hierzu keinen Anlaß gab, indem er als Mensch zunahm an Geist, wie an Jahren und menschlich fühlte, dachte, handelte, duldete und starb, daß er eben darum endlich so hoch vor uns da stehet, weil er nicht als Gott, sondern nur als Mensch uns Vorblid sein und zur Nachfolge auffordern konnte.

Somit liegt es denn klar vor uns, der Glaube an die menschliche Fortdauer nach diesem Leben, in so fern sich derselbe auf die Erklärung Jesu als eines wirklichen Gottes stützt, mußte in der Christenheit in dem

Grade immer bedenklicher werden, in welchem der Glaube an Jesu Göttlichkeit zweifelhafter wurde.

Die Aussage Jesu über ein kommendes Dasein, auf welche sich die Kirche beruft, tritt übrigens zu den Gründen des zweiten Ranges für dasselbe zurück, gehört nämlich nur in die Reihe derer, die wir als Autoritätsgründe bezeichnen, welche als solche die Gründe des ersten Ranges wenn solche vorhanden sind, nur verstärken, aber nicht entbehrlich machen können, also unsere Ueberzeugung keineswegs zu begründen, sondern uns nur zu veranlassen und anzuregen vermögen, die festen Gründe ersten Ranges aufzusuchen.

Dieses Letztere ist denn auch geschehen, man hat den zuletzt gedachten Gründen um so eifriger nachgeforscht, je angelegentlicher sich unser Herz mit dem Wunsche beschäftiget, hier zu einer vollen Sicherheit zu gelangen.

Ich will nun diese Gründe hier vor meinem Geiste im Zusammenhange vorübergehen lassen, welche zum Theil von den frühesten Zeiten an auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie für die Annahme des Glaubens an unsere Unsterblichkeit aufgestellt worden sind und als die wesentlichsten vor uns liegen. — Indeß muß ich etwas voraussenden.

Eine Sache, von welcher ich etwas aussprechen will, muß im Bezug auf ihr Dasein und auf ihre Beschaffenheit nicht außer der sinnlichen Wahrnehmung liegen. Wo dieß nicht ist, wo die sinnliche Wahrnehmung derselben an sich, wenigstens ihre Wirkung nicht zu Gebote stehet, da ist ein Stammbegriff des Verstandes von einem Dinge unmöglich; man müßte denn ein Vermögen aufweisen können, das ohne sinnlich zu sein und sinnlicher Eindrücke zu bedürfen uns Bekanntschaft mit Dingen an sich verschaffen könnte; welches wir aber aufzuweisen durchaus nicht im Stande sind. Dieß gilt nun auch von der menschlichen Seele. Fehlet nun hier die sinnliche Wahrnehmung und das durch sie bedingte Wissen, so fehlt allen darauf bezüglichen Behauptungen und Gegenbehauptungen der haltbare Grund und die Kämpfer auf beiden Seiten machen nur Streiche in die Luft. Auf diese Weise können weder die, welche die Unsterblichkeit behaupten, noch die, welche solche in Abrede stellen, ihren Zweck erreichen; auf diesem Wege kann der Glaube an sie weder gekräftiget noch geschwächt werden. Daher haben auch solche Gründe nie etwas ge-

fruchtet und werden hier von mir mit Recht übergangen. Ich lasse sie also hier unbeachtet die Klopffechtereien auf dem Felde der Metaphysik von platonischen Zeitalter an bis in unsere Tage, selbst auf die Gefahr hin, oberflächlich zu erscheinen, lasse auch die Gründe unbeachtet, bei welchen man eine nie zu erweisende Trennung der Seele und des Leibes voraussetzt.]

2, Ehe ich die Gründe für irgend etwas, also hier für die Unsterblichkeit namhaft mache und in Erwägung ziehe, muß ich darüber zur Klarheit kommen und darauf hinweisen, was unter der Fortdauer, der Unsterblichkeit des Menschen, wie sie unser Herz wünscht, zu verstehen sei. — Unsterblich sein heißt: Nach dem Tode mit denselben geistigen Fähigkeiten die uns hier zu Gebote stehen, und mit dem unveränderten Bewußtsein unserer ganzen gegenwärtigen Persönlichkeit ins Unendliche fortdauern und auch fortwirken, also auch zugleich mit seinen Lieben nach dem Tode wieder in Verbindung gelangen und mit ihnen fortleben, was man mit dem, freilich etwas Sinnliches, also jenseits Unmöglich bezeichnenden Worte, sie wiedersehen auszudrücken pflegt. Dieß muß der volle Inhalt unseres Glaubens an eine einstige Fortdauer sein, wenn er die Wünsche unsers Herzens befriedigen soll. Denn der lediglich auf eine Fortdauer unsers Geistes beschränkte Glaube — den wir nicht in Abrede stellen wollen und können, sondern auf sich beruhen lassen müssen, da das Reich der Geister und insbesondere das Wesen des Geistes über unsere Erkenntniß und Fassungskraft hinaus liegt, — dieser Glaube an eine geistige Fortdauer ohne fortdauernde Rückerinnerung an unsere irdische Persönlichkeit, an unsere gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse, ohne bleibendes Bewußtsein dessen, was, wo und wie wir waren, wäre für uns ein Unding, könnte für uns nicht als eine Fortdauer Geltung haben und die erwartete Zufriedenheit uns zuführen, müßte uns folglich völlig gleichgültig lassen. Darum beziehen sich die von mir im Folgenden aufgestellten Gründe auf die hier zuerst bezeichnete Fortdauer unserer ganzen Persönlichkeit und des vollen Bewußtseins derselben, so wie aller unserer irdischen Zustände und Verbindungen.

Abgesehen also von allen metaphysischen, außer dem Bereiche des sinnlich Wahrnehmbaren liegenden Gründen, die sich auf ein vorausgesetztes,

aber erst zu erweisendes, jedoch unerweisbares, isolirtes und außer dem Körper fortbestehendes Dasein und Wesen der Seele stützen, die doch außer aller sinnlichen Wahrnehmung liegt; abgesehen von diesen Gründen, die mit dem Weiterschreiten einer gesunden, mit der Naturwissenschaft Hand in Hand gehenden Philosophie ihre Bedeutung und Wirksamkeit verlieren mußten, will ich also jetzt nur die besonders seit und durch Kant hervorgehobenen, der praktischen Vernunft entnommenen und hauptsächlich auf das moralische Element basirten, hier hervorheben und namhaft machen. —

Sie sind:

Wir tragen das Sittengesetz in uns, sind folglich berufen und schon durch unser Inneres gedrungen, uns der reinen Sittlichkeit immer mehr zu nähern und somit sittlich immer vollkommener zu werden. Dieses Ziel können nun aber auch die besten Menschen hienieden nicht völlig erreichen. Darum sollen wir demselben ins Unendliche nachstreben. Indem nun der Tod uns daran hindert, so kann er unser Dasein nicht aufheben; wir müssen also ins Unendliche fortdauern.

Sind wir von der Wichtigkeit und Heiligkeit des in uns waltenden Sittengesetzes durchdrungen, so können wir es uns doch nicht als möglich denken, daß wir als moralische Wesen, um welcher willen Alles da ist, mit dem Tode aufhören werden und mit uns, als solchen, die ganze moralische Weltordnung in Nichts verschwinden sollte. Der Glaube an ein Sittengesetz und an die Nothwendigkeit diesem zu entsprechen ist daher mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer eng verknüpft.

Als moralische Wesen betrachten wir hier auf Erden die Harmonie der Tugend und der Glückseligkeit, d. h. eine der Tugend angemessene Glückseligkeit als das höchste Gut, folglich als den höchsten Gegenstand unserer Erstrebungen. Da wir nun dasselbe hier mehr oder weniger vermissen, so kann die Erreichung desselben nur unter der Voraussetzung gedacht werden, daß wir ewig fortdauern, also unsterblich sind.

Das Sittengesetz fordert in gewissen Fällen, die Todesgefahr nicht zu scheuen und selbst das Leben aufzuopfern. Wir müssen also an eine Fortdauer nach dem Tode glauben, und zwar nicht blos, um für unsere Aufopferung belohnt zu werden, sondern besonders deßwegen, weil sonst das Sittengesetz die Vernichtung eines moralischen Wesens fördern, also

sich selbst widersprechen würde, und weil wir uns zugleich fragen müßten: Was hat denn das Streben nach Heiligkeit, dem das Streben nach Glückseligkeit entstehen soll, eigentlich zum Zweck?

Sollen und müssen wir an Gott, als an das allervollkommenste Wesen glauben, so müssen wir ihn auch als gerecht anerkennen. Dieß letztere müßten wir aber ableugnen, da wir seine Gerechtigkeit hier nur allzusehr und oft vermissen, indem nicht jeder hier empfängt, was er verdient, wofern uns die Aussicht auf ein künftiges, die Vergeltung einschließendes Dasein entnommen würde. Was sollte uns überdem auch Vertrauen zu dem Sittengesetz und Muth zur Tugend geben, wenn ein anderes Dasein uns versagt wäre?

Wir haben nicht blos die Fähigkeit, auf dem Wege der Erkenntniß und des Wissens vorwärts zu schreiten, sondern auch das rege Verlangen, dieß zu thun, um zum Besitz und Genuß der Wahrheit zu gelangen. Da wir nun in dieser Hinsicht hier auf Erden nicht zum endlichen Ziele und überhaupt nicht zur völligen Ausbildung unsres Geistes kommen, oft sterben, ehe noch die Kräfte desselben sich gänzlich entfaltet haben, so muß und wird der, welcher diese Befähigung zu unserer geistigen Ausbildung und das Verlangen nach einem immer vollständigern und reinern Wissen in uns legte, uns ein anderes Dasein beschieden haben, in welchem beides seine Verwirklichung und Befriedigung findet. Der Glaube an unsere Fortdauer steht also mit dem an Gott in Verbindung, einer stehet und fällt mit dem andern.

Wenn ein Gott ist, so wird er ganz gewiß die moralischen Wesen, das Herrlichste und Heiligste in der Schöpfung, ewig erhalten. Ein Gott, der sie vernichten könnte, wäre kein Gott.

Die Thätigkeit unseres Denkens und Wollens und die daraus hervorgehenden Handlungen, können wir nicht als Ergebnisse unseres Körpers betrachten; wir müssen also das Geistige in uns als etwas neben, außer und in dem Körper anerkennen. Wir sind auch mit dem Uebersinnlichen in uns über Zeit und Raum, dem das Körperliche angehört, erhaben. Auch dieses berechtiget uns auf unsere geistige Unvergänglichkeit zu bauen, mag es nun mit dem Ursprunge, dem Wesen und der Wandelbarkeit unserer selbst eine Bewandtniß haben, welche es will.

Uns alle ergreift ein Grausen bei dem Gedanken an den Tod, als den Zerstörer und Vernichter unseres ganzen Daseins; uns alle vereiniget ein unabweisbares Sehnen nach einstiger Fortdauer und ein heißes Verlangen nach künftiger Wiedervereinigung mit unsern Lieben, so wie ein unvertilgbarer Durst nach reicherm und reinerm Wissen. Wie, sollte Gott, der Allmächtige, dieses Grausen, dieses Sehnen, diesen Durst in uns gelegt haben, ohne hier Befriedigung gewähren zu wollen, und nur in der Absicht, um uns mit leeren Hoffnungeu zu täuschen?

Somit habe ich die Gründe an mir vorübergehen lassen, mit welchen man den christlichen Glauben an eine geistige und persönliche Fortdauer noch in unsern Tagen zu unterstützen sucht, und welche bei dem ersten Anblick ein durchschlagendes Gewicht zu haben scheinen, so daß sie jeden Zweifel gänzlich niederschlagen. Dem ist jedoch nicht also. Auch diese Gründe können, genau betrachtet, die vorhandenen Zweifel nicht überwältigen, die sich immer auffallender vervielfältigen und verstärken, je weiter wir in wissenschaftlicher Hinsicht, namentlich auf naturwissenschaftlichem Boden schreiten. Kein Vernünftiger, dem es hier um die Wahrheit zu thun ist, kann und darf leichtsinnig, stolz und sicher an den obwaltenden Zweifeln vorübergehen, und er wird, wenn er dieß letztere nicht thut, bei einer nähern, unbefangenen und genauen Prüfung der hier von mir angezogenen und namhaft gemachten Gründe durch solche sich nicht zufrieden gestellt fühlen. Ueberdem nahet sich ihm auch so manches, was sich mit der Vorstellung von einer solchen Fortdauer nach dem Tode nicht vereinigen läßt, ja ihr geradezu entgegentritt. — Auch diese Gegengründe und Zweifel müssen wir also hören und einer sorgfältigen und unpartheiischen Prüfung unterwerfen und zugleich ohne Rücksichtnahme auf den endlichen Erfolg, wenn wir als echte Forscher nach Wahrheit gelten und uns dieser, in so weit es uns möglich ist, nähern wollen.

Was nun zunächst die im vorherigen angezogenen Gründe für eine uns befriedigende, also mit Bewußtsein unserer Persönlichkeit verbundene Unsterblichkeit betrifft, so sagen die Zweifler an derselben: Wir sind ganz damit einverstanden, daß das Moralgesetz von Gott in uns gelegt ist, jedoch lediglich in der Absicht, daß wir demselben, so viel als uns schwachen Men-

schen möglich ist, hier entsprechen. Denn außerdem würden wir uns durch nichts, als höchstens durch eine gemeine Klugheit über die andern lebendigen Geschöpfe erheben. Der Schluß aber von dem Vorhandensein dieses Gesetzes in uns, und von unserer sittlichen Mangelhaftigkeit, die zu ihrer völligen Beseitigung eine Einigkeit erfordert, auf eine jenseitige Fortdauer, ist gar zu kühn. Denn, genau genommen, kann von dem Dasein dieses Gesetzes und von unserer sittlichen Unvollkommenheit nur der Schluß gemacht werden! Uns Menschen ruft die Gottheit zu: Ihr sollt vor Allem darauf bedacht sein und dahin streben, recht sittlich gut zu werden und dadurch eine höhere Würde erringen. Ueberdieß ist das Dasein dieses Sittengesetzes eine natürliche Frucht der geistigen Höhe, die Gott uns Menschen vor allen andern lebenden Geschöpfen beschieden hat. Denn so wie der Mensch zum Nachdenken gelangt, tritt auch die Erkenntniß und Scheidung im Bezug auf das, was recht oder unrecht ist, und die Nöthigung Ersteres dem Letzteren vorzuziehen immer stärker in ihm hervor.

Dasselbe gilt nun auch von der geistigen Anlage und Befähigung zur Bereicherung unsers Wissens. Hier stellt sich gar bald das Verlangen ein, auf dem Wege zur Weisheit immer weiter fortzuschreiten und zu einer immer klareren und sicheren Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Auch hier ist der Schluß von dem Dasein dieser geistigen Befähigung und von dem Verlangen nach einem vollständigen Wissen, das hier seine Befriedigung nicht findet, auf eine ewige Dauer ein allzu kühner. Denn auch in dieser Beziehung dürfen wir uns nur zu der Annahme erheben, daß Gott uns mit dieser geistigen Befähigung und mit diesem Verlangen nach reicherem Wissen darum ausgestattet hat, damit wir, so viel als möglich, Erstere unsere geistige Befähigung weise benutzen, und Letzteren dem Verlangen nach einem vollständigern Wissen gewissenhaft Folge leisten.

Aber auch hiervon abgesehen, würde man von der Meinung, daß der menschliche Geist mit unverminderter Kraft nach einem reichern Wissen streben und folglich fortdauern müsse, zurückzutreten genöthigt sein, da derselbe der Erfahrung zur Folge nach und nach im höhern Alter schwächer und verdroßener wird. Daß Menschen sich hier ausleben, daß im altersschwachen Greise die Kräfte des Geistes eben so wie die des Körpers abnehmen, daß in diesem von einer weitern geistigen Entwickelung gar nichts

wahrzunehmen ist, liegt als eine nicht abzuleugende Thatsache vor uns. Wäre dieses nicht also, dann müßten doch die letzten liierarischen Erzeugnisse ergrauter großer Denker am reichsten mit neuem Wissen ausgestattet sein, was doch keineswegs der Fall ist. Ein unaufhörliches Gerede von unerfüllten Bestimmungen und unentwickelt gebliebenen Anlagen zerfällt bei näherer Betrachtung in jeder Hinsicht in ein völliges Nichts. Daß unter andern Umständen aus Menschen etwas anders und vollständigeres hätte werden können, das geben wir bereitwillig zu; denn das lehrt uns jedes auf unfruchtbaren Boden fallende Saamenkorn, jede Knospe und Blüthe des Baumes die zu Grunde geht, jedes Geschöpf, das in der Entwickelung zerstört wird, jedes Ei, das wir verspeisen, und somit würde auch mancher Mensch unter andern Verhältnissen und Begegnissen sich ungleich weiter entwickelt und Anderes, Mehreres und Besseres oder auch Schlimmeres geleistet haben. Müssen wir nun hier die Wenn und Aber als unauflösliche Räthsel von uns fern halten, so werden wir als denkende Menschen jene eingebildete Vollkommenheit und unendliche Fortbildung, mit welcher man faselt und sich und andere zu täuschen sucht, als eine leere, unausführbare Abstraction und als ein grundloses Geschwätz anerkennen, denn wir werden eingestehen müssen, daß jeder Mensch hier das wird, was er vermöge seiner individuellen Anlage und der eben so nothwendigen Anlage des Weltganzen werden kann. Wird ein Mann, ein großer geistreicher Denker durch die Seuche, durch einen tödtlichen Sturz oder Schuß auf dem höchsten Gipfel seiner segensreichen und ruhmvollen Wirksamkeit dahingerafft, so sind Erscheinungen dieser Art, so wie die Hindernisse, denen er im Leben begegnete, nichts anders als wesentliche und nothwendige Faktoren in der Anlage des Weltganzen. Wenn nun jenseits ein individuelles Leben fortbestehen soll, so wird ein solches ebenfalls wieder den Schranken und Hemmungen eines anderweitigen Lebens unerworfen sein, denn ohne solche gegenseitige Bewegung ist eine Individualität nicht denkbar und möglich, und das Jenseits könnte von dem Diesseits nicht wesentlich verschieden sein; dennoch ist es dem Glauben gerade darum zu thun, hier eine Verschiedenheit zu ersinnen, herauszustreichen und plausibel zu machen. Will man endlich sagen, der persönliche, selbstbewußte Geist müsse seinem Wesen nach unvergänglich und continuirlich

sein, so klingt das zwar etwas wissenschaftlicher, allein diese Behauptung müssen wir bei sorgfältiger Erwägung als ein Erzeugniß kirchlich=dogmatischer Bestrebung und geistiger Verirrung von uns zurückweisen, denn sie verliert ihren Halt theils durch die Erscheinung des Schlafes und der Ohnmacht, wo das Selbstbewußtsein unterbrochen wird und zeitweilig unterbleibt, theils auch durch die unleugbare Thatsache, daß der menschliche Geist im Bezug auf sein Entstehen auch der Zeit angehört, vorher also nicht da war, nicht existirte. Was nun aber einmal anfangen kann, muß doch auch einmal aufhören können. Wenn dagegen der persönliche Geist seinem Wesen nach ewig sein soll, nun so muß er auch schon vor diesem Leben vorhanden gewesen sein; auf diese Weise würden wir aber der früher da gewesenen jedoch als unerweisbar längst aufgegebenen Lehre von der Präexistenz, von einem vorweltlichen Leben der Seele, und in weiterer Folge sogar der heidnischen Lehre von der Seelenwanderung vielleicht in die Hände fallen.

Wir geben ferner bereitwillig zu, fahren die Zweifler fort, daß man den Forderungen des Sittengesetzes selbst mit Gefahr und Aufopferung seines Lebens in einzelnen außerordentlichen Fällen Folge leisten müsse; allein wir können in die hierauf gestellte Behauptung nicht eingehen, als müsse man nun auch an eine persönliche Fortdauer glauben (Ich sage ausdrücklich, an eine mit dem bleibenden Bewußtsein der Individualität und des früheren Zustandes verbundene, also persönliche, sonst kann ja, wie schon oben bemerkt wurde, von einer Fortdauer eines jeden einzelnen Individuums, von einer Unsterblichkeit, wie wir sie uns denken und wünschen nicht die Rede sein), weil hier das Sittengesetz die Zerstörung eines moralischen Wesens verlange und darum mit sich selbst im Widerspruch stehe. Einer solchen Behauptung müssen wir ihre Richtigkeit und Wirksamkeit absprechen. Denn, nicht zu gedenken, daß solche Fälle, in welchen das Sittengesetz die Aufopferung des Lebens zur Nothwendigkeit machen, äußerst selten eintreten, so stehet auch das Sittengesetz um dieser erheischten Nothwendigkeit willen keineswegs mit sich selbst im Widerspruche. Es bezeichnet hierdurch nur, ja sogar zu seinem eigenen Ruhm seine hohe Stellung, seinen heiligen Ursprung, seine unerläßliche Strenge und seinen unbestechlichen Ernst in seinen Forderungen. Der Tod aber im Dienste des

Sittengesetzes im Bezug auf die hier angedeuteten und wie schon gesagt, sehr wenigen Fällen ist für ein moralisches Wesen preisvoller, als der nach dem Gesetze der Natur nothwendige und unabänderlich erfolgende, weil jener seinen hohen Werth in sich selbst trägt und nicht blos dem, der sich demselben unterwirft, sondern auch dem Sittengesetz zur Ehre gereicht. Folglich kann hier dem letzteren ein Widerspruch mit sich selbst nicht zur Last gelegt werden. Es widerspräche sich aber durch seine Aufforderung, das Leben einer sittlichen That zum Opfer zu bringen, nur in dem Falle, wenn es jedem, der ihm Folge leistet, eine insbesondere zukünftige Vergeltung und Belohnung verheißen hätte, die dem sein irdisches Dasein Aufopfernden durch das Aufgeben der persönlichen Fortdauer entzogen würde; eine Verheißung, die es jedoch nicht giebt und nicht geben kann und darf, ohne seine göttliche Hoheit und Würde selbst herabzudrücken und einer selbstsüchtigen Tugend Vorschub zu leisten.

Dem von der Gerechtigkeit Gottes hergenommenen Beweis, nach welchem wir deßwegen an eine Fartdauer glauben müssen, weil wir an unserm irdischen Schicksale diese Gerechtigkeit Gottes nur zu oft vermissen, entgegnen die Zweifler mit Folgendem. Allerdings ist es wahr durch das, was das äußere Ergehen des Menschen betrifft, wird der Glaube an einen gerechten Regierer der Welt gar oft in Frage gestellt, indem das sittliche Sein des Menschen mit dessen äußerem Ergehen nur zu oft in einem großen Mißverhältnisse erscheint. Indeß wollte Gott eben dieses Mißverständniß aufheben, so würde er überall in die von ihm weise getroffenen Gesetze der Natur wunderthätig eingreifeu müssen, was er der Erfahrung zu Folge nicht thut und vermöge seiner Weisheit, mit welcher Wunderthaten als Eingriff in seine Naturgesetze sich, nicht vereinigen lassen, auch nicht thun kann. Außerdem würde er ja auch durch eine völlig hergestellte Harmonie des sittlichen Seins und des irdischen Ergehens einer selbstsüchtigen Tugend Vorschub leisten. Doch auch hiervon abgesehen rechtfertiget sich ja Gottes Gerechtigkeit schon hier auf Erden, und zwar durch den Einfluß unsern sittlichen Gehaltes und Zustandes, wenn auch nicht immer auf unser äußeres Wohlergehn, doch stets auf die Erlangung und den Genuß, oder durch den Mangel und Verlust unserer herrlichsten Güter, die wir durch Tugend unserm Innern selbst zuführen oder durch

Untugend denselben entziehen. Die Wirkung nämlich unsers moralischen Seins und Verhaltens auf unsern Seelenfrieden, das Bewußtsein gut oder böse gehandelt zu haben, das lohnende oder strafende Gewissen, der erfreuende oder peinigende Gedanke an Gott spricht ja laut und nachdrücklich, wiederholend und fortdauernd in uns für das Walten eines gerechten Gottes und rechtfertiget dasselbe hier auf Erden hinlänglich, indem ja dieses Bewußtsein, dieses Gewissen ein Werk Gottes ist, in welchem sich seine Gerechtigkeit offenbart. Verlangen wir mehr, fordern und erwarten wir, daß auch das ganze äußere Ergehen eines jeden Menschen seinem sittlichem Gehalte angemessen sei und demselben vergeltend zur Seite gehe, so würde diese Forderung einen düstern Schatten auf unsere sittliche Verfassung werfen und unser Streben nach wahrer Tugend beeinträchtigen. Hierzu kommt daß, wenn wir uns der Vorstellung hingeben, es müsse uns Gott in einem andern Leben fortdauern lassen, um seine Gerechtigkeit zu rechtfertigen, auch die unvernünftigen Thiere berechtigt sein würden, auf die Gewährung einer unendlichen Fortdauer jenseits dieser Welt zu pochen. Denn das äußere Ergehen auch dieser läßt uns eine göttliche von der kirchlichen Orthodoxie geforderte Gerechtigkeit vermissen. Eine Taube, welche der Habicht ergreift, ein Lamm das der Wolf zerfleischt, ein Wurm der sich unter unserem zermalmenden Fuße krümmt, sie alle welche andern Geschöpfen zum Raube und zur Nahrung dienen, können fragen: Wie reimt sich unser trauriges Geschick mit der Gerechtigkeit unsers Schöpfers? Denn ob sie auch als vernunftlose Geschöpfe eine solche Frage nicht erheben, so muß sie doch uns als vernünftigen Geschöpfen, wenn wir solche Erscheinungen wahrnehmen, nahe treten. Somit können wir auch auf diesem von der Gerechtigkeit Gottes hergenommenen Grund des Glaubens an eine einstige Fortdauer ein entscheidendes Gewicht durchaus nicht legen.

Der bisher behandelte Beweis für unsere einstige Fortdauer hat allerdings eine biblische Autorität, da bekanntlich der Apostel Paulus in seinem ersten Briefe an die Gemeinde zu Corinth (15, 16 ff.) äußerte, ohne ein zukünftiges Leben wären wir die elendesten Geschöpfe, wüßten nicht, wofür wir duldeten, weßwegen wir uns in den Schranken der Sittlichkeit halten, und den ungezügelten Genuß aller sinnlichen Freuden versagen, sollten. Dieß sprechen nun auch nicht nur die Gläubigen aller Zeiten,

sondern alle Ungläubigen und sogar Viele von denen, die sich der Aufklärung rühmen, ob sie auch sonst der Bibel den Rücken zukehren, bereitwillig nach, weil sie sich die persönliche Fortdauer doch nicht gern wollen rauben lassen. Ist denn aber damit diese Vorstellung als eine wahre gerechtfertiget und erwiesen? Kann die Wahrheit irgend einer Behauptung dadurch bekräftiget und über jeden Zweifel erhoben werden, daß die Letztere unsern Erwartungen und Wünschen befriedigend entgegenkommt. Ist denn ferner diese paulinische Behauptung schon an sich selbst richtig und annehmbar? Fußet sie nicht auf einer selbstsüchtigen Tugend, die sich mit dem Geist der Religion Jesu im Widerspruch befindet? Ist wohl die paulinische Autorität höher als eine menschliche zu stellen, und hat sich dieselbe durch mehrere andere Behauptungen, z. B. im Bezug auf die Erbsünde, auf die unbedingte Gnadenwahl, auf Jesu Wiederkunft als eine menschliche und irrthümliche erwiesen? Sind wir denn überdieß wirklich die elendesten Geschöpfe, wenn wir den Glauben an Fortdauer dahin gestellt sein lassen, und bietet uns denn nicht das irdische Dasein außer den sinnlichen Freuden, die wir mit andern Geschöpfen genießen, noch so viele andere und schönere dar, zu denen uns unsere höhere Intelligenz befähigt und die uns die Erkenntniß Gottes, die Betrachtung seiner Werke und das sittliche Bewußtsein zuführt? Wird denn endlich dieser hier vorliegende ganze Beweis durch die Thatsache umgestoßen, wenigstens völlig abgeschwächt, daß es viele sehr sittliche Menschen gab und noch giebt, ohne daß sie dem Glauben an ein künftiges Leben in sich trugen und noch tragen? Will man sagen, sehr viele Menschen bedürfen dieses Glaubens zur Aufrechthaltung und Beförderung der Sittlichkeit, so kann man dieß bereitwillig zugeben; allein der Bedarf irgend einer Sache auf Seiten vieler, nicht aller Menschen kann noch keinen Beweis für die Wirklichkeit abgeben, auch hat eine an dem Glauben an unsere künftige Fortdauer hervorgerufene und erhaltene Sittlichkeit als eine selbstsüchtige keinen Werth, und dann gehört, genau genommen, die Empfehlung und Ueberwachung dieses Glaubens und der durch diesen bewirkten Sittlichkeit mehr den Dienern der Polizei an, als den Verkündigern einer auf dem heiligen Boden der Wahrheit ruhenden und sich stets erhaltenden Religion.

Hören wir nun noch zwei der vielen in Verruf des Unglaubens ge-

kommene Männer. „Ich muß mich wundern, (sagt der freisinnige Denker Spinoza), wie du sagen kannst, wenn Gott das Verbrechen nicht jenseits bestrafte, so sehest du nicht ab, was dich hindern sollte, frischweg alle möglichen Verbrechen zu begehen. Gewiß wer dieß nur aus Furcht vor Strafe unterläßt, der handelt nicht aus Liebe und ist nichts weniger als tugendhaft. Was mich betrifft, so unterlasse ich das Schlechte oder suche es doch zu vermeiden, weil es ausdrücklich mit meiner eigensten Natur streitet und mich von der Erkenntniß und Liebe Gottes abziehen würde. Ob unser Geist ewig oder nicht, werden wir doch Tugend und Frömmigkeit über Alles stellen; denn die Seligkeit ist nicht ein von der Tugend verschiedener Lohn, sondern diese selbst; sie ist nicht die Folge von unserer Herrschaft über die Triebe, vielmehr fließt uns die Kraft, diese zu bezwingen, aus der Seligkeit, die wir in der Erkenntniß und Liebe Gottes genießen. Es ist die Ansicht des Pöbels, den Dienst der Lüste für Freiheit, das vernünftige Leben aber für einen drückenden Knechtdienst zu halten, wofür der dadurch erschöpfte Fromme eine künftige Erquickung anzusprechen habe. — Baron Holbach in seiner verketzerten Schrift: Système de la nature führt die Natur redend ein und legt ihr dem Menschen gegenüber die Worte in den Mund: „Ich bin es, merke es wohl, die alle Verbrechen weit gewisser straft als die vermeinten Götter. Der Bösewicht kann dem Arme der Gerechtigkeit entrinnen, aber niemals dem meinigen. Ich bin die ewige unerschaffene Gerechtigkeit und messe ohne Ansehen der Person die Strafe nach dem Vergehen, das Unglück nach der Schuld ab. Untersuche einmal den Gemüthszustand dieser mannigfaltigen Verbrechen, die unter freudigen Mienen ihr zerrissenes Herz verbergen. Siehst du nicht, wie die Ehrgeizigen Tag und Nacht eine Glut verzehrt, die nichts löschen kann; wie jene müssigen Reichen Langeweile und Ekel peinigt? Ruhe und Frieden siehst du auf immer aus dem Herzen dieser Elenden verbannt, die ich mit der Verachtung, der Schande und der Strafe heimsuche, die sie verdienen. Wenn du dich mit ihnen vergleichst, wie muß dich der Friede entzücken, den du im Inneren deines Herzens findest! Du siehst, wie an ihnen sowohl als an dir die Rathschlüsse des Schicksals erfüllt werden, welches will, daß das Laster sich selbst bestrafe und die Tugend niemals ohne Belohnung bleibe."

Das ist — höre ich hier im Geiste die in ihrem kirchlichen Glauben an eine persönliche Fortdauer Erstarrten ausrufen — die frivole Sprache aller Derer, welche den Glauben an einen Gott aufgegeben haben, eine Sprache, von welcher jeder glaubensvolle Christ scheu zurücktritt.

Was das Erstere betrifft, — erwiedern hierauf die verketzerten Zweifler, — so könnte uns von unsern Gegnern lediglich in Wahrheit zur Last gelegt werden, daß wir andere, aber auch reinere und bessere Vorstellungen von Gott haben, als diejenigen sind, welche sie vertreten. Im Bezug auf das Letztere müssen wir ihnen zu bedenken geben, daß auch Männer, welchen sie christliche Glaubensstärke und Bibeltreue gewiß nicht absprechen werden, ja daß selbst die Reformatoren unserer Ansicht nicht treu geblieben sind. Wir wollen hier die oftmaligen und verschiedenen Aeußerungen in Luthers Schriften übergehen, in denen es klar vor uns liegt, daß dessen kräftiger Geist mit dem biblischen auch auf Gottes Gerechtigkeit gestützten Glauben an eine Auferstehung bis an sein Ende nicht ins Reine kommen konnte, und wollen nur einige Worte Calvin's der als Bibelgläubiger keinen Andern nachstand, hier folgen lassen. „Diejenigen irren sehr, welche behaupten, ohne künftigen Lohn hätten wir keinen kräftigen Grund eines rechtschaffenen Lebens uns zu befleißen. Wenn die Menschen nur um solchen Lohnes willen Gott dienen, und ihm ihren Dienst verkaufen wollen, so nützt es ihnen nicht; er will, daß man ihm umsonst diene, umsonst ihn liebe; nur solche Diener sind ihm angenehm, die ohne alle Rücksicht auf Lohn ihm nachzuleben nicht aufhören. Wer bedenkt, was für ein Vater Gott uns ist, der hat Ursache genug auch ohne Aussicht auf einen Himmel oder eine Hölle jede Beleidigung Gottes mehr als den Tod zu scheuen." — Somit fand denn auch der Kirchenmann Calvin in dem Gedanken an Gottes Gerechtigkeit keine Nöthigung zu dem Glauben an eine künftige Fortdauer.

Eben so mißlich, wie mit dem bisher behandelten Grunde stehet es auch mit dem hieher gehörigen, auf die Annahme eines höchsten Gutes gestützten Beweise einer persönlichen Fortdauer. Dieser Annahme nämlich, nach welcher das höchste Gut des Menschen in der völligen Uebereinstimmung der Tugend und Glückseligkeit bestehet, darin also, daß das äußere Ergehen des Menschen der Tugend desselben angemessen sei und auch so-

mit dessen Zufriedenheit nnd Glückseligkeit begründe, setzen die Zweifler mit Recht entgegen: Das höchste Gut ist ein viel reinerer Gegenstand, es beruhet ausschließlich auf der Tugend an sich, wird durch das Bewußtsein sie zu besitzen begründet, und schließet folglich jede Rücksichtnahme auf das, was sie zur äußern Glückseligkeit beiträgt, von sich aus. Wir müssen daher, wenn wir der Wahrheit gemäß die Tugend an sich als das höchste Gut betrachten, auch von ihrem Einfluß auf Glückseligkeit gänzlich absehen, und diese Letztere nur auf das Bewußtsein sie errungen zu haben und zu besitzen, beschränken. Ist also eure Vorstellung, ihr Unsterblichkeitsgläubigen, es bestehe das höchste Gut in der innigen Harmonie, in dem völligen Gleichmaß der Tugend und des äußern Glücks eine irrige, so ist auch der auf diese Vorstellung gestützte Schluß, daß wir an eine künftige persönliche Fortdauer glauben müssen, weil wir dieses von euch angenommene höchste Gut zu erstreben nicht im Stande sind, als ein verfehlter und irriger anzusehen. — Man wird uns hier, fahren die Zweifler fort, mit der Bemerkung entgegentreten: „Euer Begriff von einer alle Berücksichtigung des äußern Glücks zurückweisenden Tugend, als dem höchsten Gute ist zwar sehr alt und schon unter den heidnischen Streitern da gewesen, aber er ist zu hart und streng, für das schwache Menschengeschlecht zu hoch gestellt, dieses Geschlecht ist nicht im Stande sich mit ihm zu befriedigen und das Verlangen nach einer die Tugend begleitenden äußern Glückseligkeit zu überwinden. Es sei, antworten hierauf die Gegner, aber dann setzet ihr die allein echte Tugend herab und entziehet derselben ihren wahren Werth und ihre hohe Stellung, dann dürft ihr nicht von eurer auf irdisches Glück rechnenden Tugend als von dem höchsten Gute sprechen, und auf diesem eure Hoffnung einer künftigen Fortdauer aufbauen, dann müßt ihr wenigstens, wenn auch gegen euren Willen, von der Behauptung zurücktreten, daß der Glaube an eine einstige persönliche Fortdauer in der Vorstellung einen festen Stützpunkt finde, welche sich in euch von dem höchstem Gute gebildet hat.

Wenn weiterhin die Kämpfer für den Glauben an unsere Unsterblichkeit annehmen, daß das Geistige in uns, die Seele, mit unserm Körper nicht eins und dasselbe, sondern etwas neben dem Letztern Bestehendes, obwohl in demselben Wohnendes sei, weil die geistigen Kräfte und Thä-

tigkeiten des Denkens und Wollens nicht als Ergebnisse des Körperlichen betrachtet werden können, und nur sagen: Es muß folglich die Seele als ein vom Körper isolirtes Wesen anerkannt werden; so entgegnen ihnen die Zweifler mit Recht: Ihr bauet hier auf einen durchaus unhaltbaren Boden, denn ihr gehet von einer Voraussetzung aus, die ihr nicht erwiesen habt, und die auch nicht erwiesen werden kann, wenn ihr die Geisteskräfte als unabhängige von dem körperlichen Organismus betrachtet, und von dem Glauben an eine von dem Körper isolirte Existenz der Seele ausgehet; ihr bedenket nicht, daß nach allen wissenschaftlichen Ergebnissen die Seelenkräfte (also doch auch die Seele selbst) durch den Organismus des Gehirns und der Nerven bedingt werden und als Erzeugnisse desselben zu betrachten sind. Wollt ihr dieß nicht zugeben, wollt ihr allen wissenschaftlichen Erforschungen zum Trotz dennoch die Seele als etwas ihrem Wesen und Wirken nach von dem sichtbaren Körper Getrenntes annehmen und vertreten, nun dann möchte euer Schluß von einem isolirten Dasein der Seele auf deren Fortdauer nach dem Tode wenigstens vor euren Glaubensgenossen sich rechtfertigen lassen.

Da ihr jedoch das außerkörperliche, individuelle Bestehen der Seele nicht werdet erhärten können, so gehört auch eine darauf bezügliche Vorstellung von einer zumal persönlichen mit fortdaurendem Selbstbewußtsein verbundenen Fortdauer derselben in das Reich der Träume. Dann wäret ihr auch wirklich im Stande zu erweisen, daß die Seele ein von dem Körper abgesondertes und ohne ihn auch existirendes Wesen sei, das durch den körperlichen Tod nicht vernichtet werden könne, so vermöchtet ihr doch nur höchstens darauf den Glauben an eine Fortdauer derselben ohne das bleibende Bewußtsein ihrer Persönlichkeit (was ja auch erst wieder erwiesen werden müßte und auch nicht erwiesen werden kann) aufzubauen und folglich immer nur von einer Fortdauer zu sprechen, die uns gänzlich gleichgültig lassen müßte, eben weil es eine unsern Wünschen entsprechende Fortdauer nicht sein könnte.

Eben so verfehlt ist daher auch der auf die Fähigkeit unsers Geistes, sich über Zeit und Raum zu erheben, welche dem Körper gebricht, gestützte Schluß, auf dessen fortdauerndes Bewußtsein der frühern Zustände, so wie seiner selbst, also auf eine persönliche Fortdauer außer und ohne den Kör-

per. Denn ehe dieser Schluß gemacht werden kann, muß auch hier zuvor erwiesen werden, daß des Geistes Existenz außer und ohne den Körper möglich und wirklich ist. So lange dieß nicht geschieht und wegen der uns Menschen versagten Einsicht in das Geisterreich nicht geschehen kann sind überhaupt alle Beweise für die Unsterblichkeit unserer Seele und insbesondere für unsere persönliche Fortdauer Ergebnisse vorgefaßter Meinungen und verlieren auf dem Felde der Wissenschaft von unbefangenen Denkern alle Kraft und Bedeutung.

Nicht minder kraft- und bedeutungslos, folglich unwirksam zeigt sich der Schluß auf eine persönliche Fortdauer, welcher von dem Grausen vor dem Tode und von dem durch die Rücksicht auf unsere Lieben verstärkten Sehnen nach einen andern und bessern Zustande jenseits des Grabes hergenommen ist. Denn das Grausen vor gewaltsamer Vernichtung theilen alle lebendigen Geschöpfe mit uns, das Sehnen aber nach Fortdauer, welches uns Menschen bei einem gewissen Bildungsgrade ausschließlich beschäftiget, ist eine natürliche Folge der zur Begründung unserer Menschenwürde erforderlichen höhern Geistesanlagen, die nothwendig den Gedanken an Tod und Ewigkeit herbeiführen. Wir können folglich dem Erstern, dem Grausen vor dem Tode und außer diesem, dem Sehnen nach einen künftigen Leben nicht enthoben bleiben ohne auf das Letztere, auf unsere höhern geistigen Kräfte zu verzichten. Mit andern Worten: Gott konnte das eben angegebene Grausen und Sehnen nicht fern von uns halten, ohne unsere ganze natürliche Beschaffenheit uns zu entziehen oder umzuwandeln. Müssen wir die Richtigkeit und Wahrheit dieses Satzes anerkennen, so verliert auch die auf dieses Grausen und Sehnen gestützte Behauptung ihre Kraft, daß nämlich Beides durch sein Verhandensein und Walten in uns die Fortdauer nach dem Tode verbürge, indem ja Gott Beides, das Grausen und Sehnen in uns gelegt habe, um unsern Sinn auf ein ewiges Leben hinzulenken, unsere Hoffnung auf dasselbe zu verstärken und uns dadurch ein Zeichen zu geben, daß er unser Verlangen nach Unsterblichkeit erfüllen wolle und werde. Auf die Unrichtigkeit und Unstatthaftigkeit dieses Schlusses weiset aber nicht blos das schon oben Bemerkte, den Ursprung dieses Grausens und Sehnens Betreffende und auf denselben Bezügliche hin, sondern auch der Umstand, daß es gar

viele Dinge giebt, nach denen wir uns sehnen, ohne daß es uns in den Sinn kommt, anzunehmen, Gott werde und müsse solche um unsers Sehnens willen verwirklichen, dann aber auch die Wahrnehmung, wie außer uns Menschen, wie schon bemerkt, auch das Thier, auch der Wurm sich gegen den Tod sträubt und wehret und dennoch stirbt, ohne das irgend jemand daran denkt, davon den Schluß auf eine Fortdauer desselben zu machen.

Wenn nun demohngeachtet Menschen, in denen das Gefühl den Verstand überflügelt, und die Vernunft zum Schweigen bringt allen Bedenken und Entgegnungen Trotz bietend in überschwänglicher Sentimentalität — zu welchen selbst sonst freidenkende Gebildete gehören —, sagen: Ich trage nun einmal das unabweisliche Bedürfniß in mir, an ein ewiges Fortleben mit Bewußtsein meiner Individualität zu glauben, und kann und will dieses Bedürfniß von mir nicht zurückweisen, denn ohne diesen Glauben an Fortdauer verliere ich allen Halt, allen Muth, alle Freudigkeit, so stehet dieser Aeußerung schon dieß entgegen, daß der, welcher sie hören läßt, zu denen gehört, welche vor dem Ergebnissen der Forschung nach Wahrheit zurückschrecken, sobald solche ihren Erwartungen nicht entsprechen, und die also auf dem wissenschaftlichen Gebiete gar keine Stimme haben. Hierzu kommt, daß Gefühle zum Erforschen der Wahrheit nicht gebraucht werden können, hier nur das Geschäft erschweren und zu Verirrungen verleiten; ferner daß dieselben Gefühle bei gar Vielen nicht vorhanden sind, und endlich daß der, welcher will, wir sollen wie er fühlen, uns zuvor deutlich machen muß, was er fühlt; und wenn er dieses vermag, wenn er sich darüber deutlich machen kann, dann sind es ja eben deßwegen nicht mehr bloße Gefühle, sondern Vorstellungen und Gedanken, und diese müssen sich demnach den Gesetzen des Denkens unterziehen. Spreche doch ein solcher Gefühlsmensch nur erst eine denkbare Vorstellung von einer überirdischen Leiblichkeit aus, dann erst können und wollen wir ihm sagen, ob wir ihm beistimmen oder nicht. — Am aller auffallendsten und sonderbarsten erscheint die Aeußerung: Mein Gefühl sträubt sich durchaus gegen die Vorstellung meiner Vernichtung, mein Inneres giebt mir die Gewähr eines ewigen Lebens, mein Herz müßte brechen, wäre ihm nicht ein Wiederfinden seiner Lieben jenseits gesichert

u. s. w.; wenn wir nämlich eine solche aus dem Munde dessen vernehmen welchen die Kirche zu einem festen Bibelgläubigen herangezogen hat, denn nach der Schrift kommen nur Wenige in den Himmel, sehr Viele dagegen in die Hölle, so daß die große Mehrzahl der Menschen demnach auf ein jenseitiges Wiedersehen der Seinigen wird verzichten müssen. Sie, die Bibel, ist es also, nach welcher die sentimentale Hingabe an die Wünsche des menschlichen Herzens in der Annahme einer ewigen Fortdauer ihre Rechnung weit weniger findet, und ein viel schlimmeres Loos zu erwarten hat, als in dem Glauben an das Aufhören unsers persönlichen Seins, indem nach ihrer Angabe die allermeisten Menschen dem Höllenpfuhl nicht entgehen können, so bald es ihnen an dem unbedingten Glauben gebricht.

So ist's denn auch um die Wirksamkeit dieses von dem Grausen und Sehnen und den Forderungen des menschlichen Herzens hergenommenen Grunde vor jedem Denkenden geschehen.

Halt! ruft jetzt die Kirche und spricht: Möget ihr Rationalisten alle bisherigen Beweise für unsere persönliche Fortdauer als ungenügende erklären, den Felsen, auf den ich meinen Glauben an Unsterblichkeit gründe, vermöget ihr nicht umzustoßen. Dieser Felsen ist Jesus Christus; er hat auf sie hingewiesen, hat den Glauben an sie in sich getragen und diesem Glauben durch seine Auferstehung und Himmelfahrt eine unerschütterliche Festigkeit gegeben. Ueberdem kann ich von diesem Glauben nicht zurücktreten, da er einen wesentlichen Grundstein unserer Religion bildet, mit dessen Hinwegnahme das ganze kirchlich-religiöse Gebäude zusammenfällt.

Diese Sprache der Kirche hat zwar schon oben ihre Widerlegung gefunden, da jedoch die Letztere auf den von Jesu hergenommenen Umstand so gewaltig pocht, so will ich die Rationalisten hier weiter sprechen lassen. Sie antworten: Daß der Stifter unserer Religion diesen Glauben an eine künftige Fortdauer nach den evangelischen Berichten in sich getragen und in die Herzen seiner Jünger gelegt hat, stellen wir durchaus nicht in Abrede; allein der hiervon hergenommene Beweis für eine auch noch jenseits persönliche Fortdauer kann nicht in die Reihe der kategorischen und unabweislichen gestellt werden, weil er doch immer nur eine menschliche Autorität zum Ursprung und Grunde hat,

die als solche eine Behauptung nicht über jeden Zweifel erheben, sondern nur dieselbe als eine bereits zweifellos dargethane verstärken kann; dann weil hier ein Glauben gefordert wird, ohne vom Erkennen und Wissen unterstützt zu werden. — Darauf will freilich die Kirche nicht eingehen, sie betrachtet Jesum als einen Gott, wenigstens als einen von Gott auserwählten und mit untrüglich göttlicher Wahrheit ausgestatteten Gesandten, und baut hierauf ihren Glauben an ein künftiges Leben, und meinet somit alle Zweifel an demselben völlig niederzuschlagen. Wir dagegen, fahren die Rationalisten fort, verehren ihn als Einen unserer menschlichen Brüder, der durch sein ganzes Sein, und insbesondere als Religionsstifter durch hohe Weisheit und sittliche Reinheit alle Sterblichen weit überstrahlte. Will die Kirche sich mit dieser unserer Annahme nicht zufrieden stellen, will sie ihrer Behauptung, daß Jesus als wirklicher Gott auf Erden gelebt und gewirkt habe, treu bleiben und sie durchsetzen, dann mag sie nur erst die Bedenken beseitigen und die Gründe als unstatthafte herausstellen, welche ihrer Behauptung entgegenstehen. So lange sie dieß nicht vermag, können wir von unserer Annahme auch nicht zurücktreten. War nun auch dieser Jesus ein Mensch, wenn auch im erhabensten Sinne des Worts, so konnte auch Menschliches nicht von ihm fern bleiben, so konnte auch Irrtümliches besonders im Bereiche des Uebersinnlichen im Bezug auf ein ewiges unsere ganze Persönlichkeit beibehaltendes Leben, zumal bei seinem tieffühlenden Gemüthe, bei seinem äußern Ergehen und auf der wissenschaftlichen Stufe seines Zeitalters und seiner Umgebung ihn beschleichen, ohne daß dadurch seine Erhabenheit und Herrlichkeit nur einigermaßen gemindert und in Schatten gestellt wird. Denn sei es immerhin, daß wir im Bezug auf Vorstellungen, die das Uebersinnliche, Geistige und Ewige und für uns unerforschlich Bleibende betreffen, nach Maßgabe der wissenschaftlichen Fortschritte ihn nicht überall folgen können, daß wir insbesondere in seine Annahme einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode einzugehen nicht vermögen, daß wir diese zu den menschlichen Verirrungen als Erzeugnisse und Zeugen eines edlen Gemüths rechnen müssen, so beruhet ja vor Allem seine Hoheit und Würde auf seiner reinen Sittlichkeit, und die Herrlichkeit seiner Lehre, somit die höchste Sellung und die ewige Dauer derselben wird durch das in ihr

waltende sittliche Element vorzugsweise und hinlänglich begründet und gesichert. Uebrigens ist auch keine Wissenschaft als abgeschlossen und vollendet zu betrachten; in einer jeden schreitet der menschliche Geist seiner Natur und Bestimmung gemäß vorwärts und nähert sich immer mehr dem Lichte der Wahrheit, sollte er auch nie völlig zu demselben gelangen. Auf welchem Standpunkte würde sich unser Wissen überhaupt befinden, wenn man dem forschenden Geiste auf dem Wege zur Wahrheit zu irgend einer Zeit einen Schlußstein gestellt hätte? Dieß gilt auch von der Religionswissenschaft; auch sie schließt ein Fortschreiten nicht von sich aus. Sie leidet auch durch dasselbe in keiner Hinsicht, gewinnt vielmehr auf solche Weise an Wahrheit und Sicherheit, Reinheit und Schönheit, Verbreitung und Allgemeinheit, Festigkeit und Dauer. Hierzu kommt noch, daß Jesus selbst auf ein religiöses Fortschreiten hinweiset und seine Hoffnung stellt, indem er zu den Seinigen sagt: „Die Wahrheit wird euch frei machen (Joh. 8, 36.).“ Denn soll die Wahrheit uns vom Irrthum befreien, so müssen wir auf dem Wege zu derselben sorgsam forschend nach ihr und rastlos fortschreiten und, was wir somit finden, freudig in uns aufnehmen und festhalten. Die Kirche also, will sie dieß nicht zugeben und fürchtet sie bei diesem Suchen nach Wahrheit für das Bestehen unserer Religion, so ist ihre Weigerung eine eitle und ihre Furcht eine eingebildete, und es dürfte sich die Letztere bloß auf die Religion beziehen, die sie vertritt, und sie würde dabei der von Jesu gegründeten, die sie angeblich zu retten sucht, nur ein Armuthszeugniß durch ihre Besorgniß ausstellen. — Was aber den von der Kirche für unsere persönliche Fortdauer der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu entnommenen Beweisgrund betrifft, so müssen wir demselben jede Kraft so lange absprechen, als die Kirche außer Stande ist, die Zweifel, welche die Wissenschaft dem Glauben an die eben gedachten zwei letzten Akte in Jesu Leben entgegengestellt hat, siegreich niederzuschlagen, und die Richtigkeit des Schlusses zu rechtfertigen: Weil Jesus auferstanden und gen Himmel gefahren, wie die Evangelisten berichten, also stehet nicht blos seinen Bekennern, sondern auch auch allen Menschen ein Gleiches bevor.

Bei dem bisherigen Bedenken, Einwendungen und Widerlegungen

mit welchen die Zweifler an einer persönlichen Fortdauer, oder die Materialisten (wie man sie auch darum zu nennen pflegt, weil sie das Bestehen des Geistigen ohne Materielles nicht zugeben können) sich denen gegenüber stellen, welche den Glauben an Unsterblichkeit zu vertreten suchen, oder mit einen Worte den Spiritualisten (die ihren Namen dadurch erhalten haben, daß sie das Geistige von der Materie sich isolirt und ohne dasselbe fortdauernd denken) bleiben die Erstern, die Materielisten keineswegs stehen, sondern sie heben auch zur Unterstützung ihrer Ansicht so manche äußere durch die Sinne wahrnehmbare Erscheinungen hervor, welche ein individuelles und körperloses Bestehen der Seele in Abrede stellen.

Ich will hier das Wesentlichste noch kurz zusammenfassen, was die Materialisten den Spiritualisten entgegensetzen, wobei ich nicht vermeiden kann, auf so manches früher Erwähnte zurückzukommen.

Wir verzichten im Voraus, beginnnen die Materialisten, auf jeden Versuch aus der Natur der Seele zu erweisen, daß dieselbe materiell sei, da dieß ein Wissen von ihrem Wesen voraussetzt, das uns nicht zu Gebote stehet; wir kennen sie nur als Erscheinung aus ihrem Denken und Wollen. Aus gleichem Grunde weisen wir aber auch alle Demonstrationen der Spiritualisten als gehaltlose von uns zurück, wenn solche über die Erscheinung der Seele, über das Denken und Wollen derselben hinausschreitend die Unsterblichkeit also auch die Selbstständigkeit derselben aus deren Natur zu erhärten suchen, während sie doch eben so wenig als wir in dieselbe einzudringen vermögen, wenn sie also eine Kenntniß derselben voraussetzen und von einer solchen ausgehen, die uns allen gebricht. Sowohl der Satz: Die Seele ist materiell, als der: Sie ist immateriell hat keine Bedeutung; Beide sind als Sätze a priori erschlichen.

Fassen wir nun, hiervon abgesehen (sagen die Materialisten), alle äußere Erscheinungen im menschlichen Leben, in der Körperwelt, die ganze Organisation unsers sterblichen Leibes, insbesondere unseres Gehirns ins Auge, so drängt uns Alles, was wir hier auf dem Standpunkt der Naturwissenschaft wahrnehmen, zu der Annahme, daß unsere Seelenkräfte — denn von dem Dasein und Wesen einer selbstständigen, für sich bestehenden Seele kann, wie bereits bemerkt wurde, nicht die Rede sein, da

sich dies a priori nicht erweisen läßt und doch zuvörderst erwiesen werden muß — nicht blos mit unserm körperlichen Organismus in Verbindung stehen, sondern auch aus demselben hervorgehen, ihm ihr Dasein, ihre Stärke, ihre Thätigkeit, so wie ihre Dauer verdanken, daß sie mit dem Körper stehen und fallen, mit unserm Leben beginnen und enden. Niemand wird der Erfahrung widersprechen, daß unsere Seelenkräfte in der Kindheit durch sinnliche Wahrnehmungen nach und nach geweckt und in Thätigkeit gesetzt werden, daß sie durch Uebung und Unterricht an Stärke und Lebhaftigkeit zugleich mit der Entwickelung und dem Wachsthum unsers Körpers gewinnen, daß im höhern Alter die geistigen Kräfte mit den körperlichen im Bezug auf ihre Abnahme in der Regel gleichem Schritt halten, daß also die Beschaffenheit des Geistes von der des Körpers bedingt wird und der Erstere mit dem Letztren gesundet und erkrankt, daß die Krankheiten und Leiden, so wie die Genüsse und Freuden des einen Theils auch die des andern zur Folge haben. Niemand wird diesen Resultaten anhaltender Beobachtung und unbefangener Forschung auf allen hierher gehörigen wissenschaftlichen Gebieten seinen Glauben versagen, nach welchen die Quantität und Qualität, die Gesundheit und Krankheit des Gehirns bei jedem Menschen das Wesen, die Kraft und die Wirksamkeit der Seelenkräfte bedingt, den Grund zur geistigen Schwäche und Stärke, zum Blöd- und Scharfsinn bildet, und daß jede Störung der Gehirnorgane durch irgend eine äußere Verletzung oder durch einen kranken körperlichem Zustand überhaupt Einfluß auf die seelische Thätigkeit hat. Niemand endlich wird Anstand nehmen, in unsere Ansicht einzugehen, daß ein Mensch, wenn man den Fall setzet, es könne ein solcher ohne alle Sinne geboren werden und leben, aller Seelenthätigkeit beraubt sein würde. Dieses Alles weiset doch entschieden darauf hin, daß unsere Seele oder das, was wir uns unter derselben vorstellen, nicht selbst- und alleinständig gedacht werden kann, daß ihre Thätigkeit, oder was dasselbe ist, sie selbst gar nicht da sein würde, wenn ihr nicht das Materielle, der ganze Organismus des Körpers zu Gebote stände. — Wollen nun aber demohngeachtet die Spiritualisten bei ihrer Annahme beharren, wollen sie die Seele als ein vom Körper getrenntes und für sich bestehendes Wesen anerkannt wissen, und hierauf den Glauben an eine persönliche Fortdauer

des Menschen mit bleibenden Selbstbewußtsein und mit der Hoffnung eines künftigen Wiedersehens gründen, so mögen sie uns, abgesehen von dem Umstande, daß uns, wie wir oben zeigten, das Geisterreich, namentlich die Natur unserer Seele, ein Geheimniß bleibt, die vielen räthselhaften Fragen genügend beantworten, die uns bei Betrachtung ihrer Annahme unabweislich vor die Seele treten, z. B. Wenn nimmt die Seele, die sie als etwas Besonderes betrachten, ihren entschiedenen Anfang; wie kommt es, daß sie mit dem Körper zu- und abnimmt; in welchem Zusammenhange stehet sie überhaupt mit demselben; wo wird die Seele nach der Trennung vom Körper ihren künftigen Wohnplatz finden und wie wird sie zu demselben gelangen; wie wird sie des Körpers und der Sinne durch den Tod beraubt, ihre Thätigkeit fortsetzen, um sich einer höhern Vollendung zu nähern; kann unter solchen Umständen überhanpt von einer weitern Existenz derselben die Rede sein; wodurch und wie werden wir uns dort wieder erkennen, auf welche Weise unsere Vorstellungen und Gefühle mit einander jenseits austauschen und auch dadurch unsere geistige Seligkeit erhöhen, in so fern nnsere Seele durch den Tod bloß auf ihr geistiges, körperloses Wesen beschränkt wird? u. s. w. So lange diese und viele andere Räthsel von den Spiritualisten ungelöset gelassen werden, können wir von unsern Zweifel an unsere persönliche, also vollständige und befriedigende Fortdauer im Sinne der Kirche nicht zurücktreten.

Gar wohl wissen wir, fahren die Materialisten fort, daß die auf ihrem dogmatischen Boden erstarrten kirchlichen Glaubenswächter, um uns von der Aufstellung solcher und ähnlicher Fragen abzuschrecken, uns mit der Warnung entgegenkommen, wir möchten über Gottes unerforschliche Weisheit, über dessen unergründliche Rathschläge, Verfügungen und Wege nicht vermessen und aberwitzig klügeln; aber sie selbst bedenken nicht, daß gerade *sie* dieser Warnung bedürfen, indem sie, als in Gottes Geheimnisse eingeweihete Ehrenretter der göttlichen Weisheit und Güte sich geberdend, bei besonderen wider Erwartung eintretenden, mißliebigen und schreckhaften Ereignissen in der Natur und im Menschenleben sich anmaßend und vorlaut über die besonderen Absichten Gottes aussprechen, diese klügelnd zu deuten und als höchst weisheitsvolle und heilbringende oft auf eine recht künstliche, ja drollige Weise zu rechtfertigen suchen, und daß sie

nicht bedenken, wie sie überdieß Gott nicht selten zumuthen, ihren Vorstellungen und Erwartungen dienstbar zu sein.

Gar wohl wissen wir ferner, daß sie uns durch die Bemerkung schweigsam zu machen suchen, es gäbe Erscheinungen, die wir uns nicht erklären können, andere wieder, bei denen die Hand Gottes sich nicht verkennen läßt. Dieß kann uns jedoch nicht bestimmen in die bisher besprochene Annahme einer persönlichen Fortdauer einzugehen, weil unsere Bedenken gegen dieselbe dadurch nicht aufgehoben werden. Denn Erscheinungen und Zustände, die wir uns im Bezug auf das jenseitige Leben zu erklären nicht im Stande sind, stehen ja gerade dieser ihrer Annahme entgegen und dienen eben zum Beweise, daß eine Fortdauer in einer andern Welt nicht möglich ist. Solchen Erscheinungen und Zuständen aber, bei denen die Hand Gottes sichtbar sein soll, stellen sich eben so viele in der Geschichte und Erfahrungen gegenüber, die uns die Hand Gottes als eines weisen und gütigen Wesens vermissen lassen.

Wir wissen endlich gar wohl, daß unsere orthodoxen Gegner Schutz für ihre Ueberzeugung von einer persönlichen Fortdauer hinter der Aeußerung suchen: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. — Dieß heißet nach dem originellen aber doch treffenden Ausdruck eines unserer Gelehrten nichts anderes, als einen w i s s e n s c h a f t l i c h e n B a n k r o t t erklären. Denn auf diese Weise ist jede wissenschaftliche Thätigkeit außer Credit und Cours gesetzt und allem Denken Stillstand geboten. Und dennoch wähnen sie mittelst dieser Aeußerung uns völlig aus dem Felde zu schlagen und zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. Thörichter Wahn! Die Behauptung, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, kann höchstens für den hier vorliegenden Fall nur bei solchen Frömmlern eine Wirkung haben, welche die Vernunft als ein Kind des Teufels betrachten, kann jedoch ihrer hierauf erbauten Vorstellung von einer künftigen mit Selbstbewußtsein verbundenen Fortdauer keine Sicherung gewähren und unsere Zweifel an derselben durchaus nicht niederschlagen. Wir geben nämlich gern zu, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, aber wir halten den daraus gefolgerten Schluß, daß Gott im Bezug auf das hier in Rede seinende Dogma ununterbrochen außerordentliche Wunder auf Wunder, die wider die Gesetze der Natur und die Aussprüche der Vernunft streiten,

werde folgen lassen, um den Glauben an eine ewige persönliche Fortdauer zu rechtfertigen, der ohnehin auf so schwachen Füßen ruhet, zum Mindesten ausgedrückt, für allzu gewagt und hauptsächlich für unvereinbar mit unserer reinen Vorstellung von Gott und seiner Weltregierung.

Bei einem vergleichenden Blicke auf beide Parteien drängt sich mir noch die Bemerkung auf: Die Materialisten haben im Bezug auf den hier verhandelten Gegenstand vor den Spiritualisten, dieses voraus, daß sie mit ihrem Zweifel im Bereiche sinnlicher Wahrnehmungen auf einen festen Boden fußen, während diese, die Spiritualisten, sich in dem uns Menschen dunklen Gebiete des Geistigen bewegen, in welchem ihnen eine sichere Stellung versagt bleibt. Dagegen kommt den Spiritualisten wiederum ausschließlich zu Statten, daß ihnen das Wünschen und Sehnen des Herzens, die geistige Beschränkung und der Aberglaube im Volke Beifall gebend und die Gunst der geistlichen und weltlichen Oberbehörde stützend zur Seite stehet, während die Erstern, die Materialisten, auf das ebe Gedachte verzichten, ja zugleich gegen dieses kämpfen müssen; nicht zu gedenken des im Gefolge ihrer Ueberzeugung befindlichen Widerstandes im eigenen Herzen und der Sorge für Erhaltung ihrer äußern Stellung. — Wie groß ist die Macht der Wahrheit, wenn der Materialismus unter solchen Umständen doch nicht zum Schweigen gebracht werden kann!

Das Wesentlichste, was von beiden einander entgegengesetzten Seiten im Bezug auf den Glauben an eine persönliche Fortdauer gesagt worden ist und gesagt werden kann, habe ich somit hier an mir vorüber gehen lassen. Wird man auch als unbefangener Denker der Annahme der Materialisten den überwiegenden Vorzug geben müssen, so wird sich demohngeachtet nicht bloß in der Christenheit, sondern auch in der ganzen Menschheit die Sache fort und fort in einem unsichern Schwanken erhalten, da sie, wie schon oft erinnert wurde, in das Reich des Uebersinnlichen und Unsichtbaren gehört, und Gründe a priori (die von der Sache an sich hergenommen sind) im Bezug auf die Geisterwelt, hier namentlich auf die Seele des Menschen, weder von den Spiritualisten noch von den Materialisten aufgestellt werden können; ja die Mehrzahl der Menschen wird wohl für alle Zeiten sich den Glauben der Spiritualisten an ein ewiges

Leben zuwenden, da das fühlende Herz der Menschen in demselben seine Beruhigung sucht und findet, und darum der gesunden Vernunft zu schweigen gebietet.

Das Resultat meines Denkens nnd Forschens, das sich in mir im Bezug auf den bisher behandelten Gegenstand gebildet hat, ist nun dieses: Der Glaube an eine persönliche, mit Bewußtsein meiner Individualität verbundene geistige Fortdauer muß ich aufgeben, somit also den Glauben an eine Unsterblichkeit, die ich als eine der menschlichen Wünsche befriedigende betrachten kann. Ob das Geistige an sich fortdauert, dieß vermag kein menschlicher Geist zu entscheiden, müssen wir auf sich beruhen lassen, weil wir, was dem Geisterreiche angehört, zu erfassen nicht im Stande sind. Diese Fortdauer einer des Bewußtseins seiner Persönlichkeit mangelnden Geistigkeit läßt mich aber auch gleichgültig, eben weil hier von einer Unsterblichkeit meiner selbst nicht die Rede sein kann. Ich stelle daher auch die Beweisführung für diese geistige Fortdauer bereitwillig den Spiritualisten anheim. — Wollen mir hier die Spiritualisten mit der Bemerkung entgegentreten, daß meine hier dargelegte materialistische Ansicht das sittliche Gefühl und Streben, wenn auch nicht aufhebe, doch abschwäche, so antworte ich (abgesehen von der ungebildeten, Lohn und Strafe von einem Jenseits erwartenden Volksmenge) mit einem entschiedenen Nein! denn das die Sittlichkeit betreffende Gefühl und Bestreben wird vielmehr dadnrch geläutert und von selbstsüchtigen Berechnungen gereiniget.

Auf mein moralisches Sein hat wenigstens die von mir aufgenommene Ansicht der Materialisten nicht den mindesten nachtheiligen Einfluß ausgeübt, sondern im Gegentheil den Grundsatz in mir eine unerschütterliche Festigkeit gegeben, so zu denken und zu handeln, daß ich dem Tode ruhig entgegengehen kann, mag derselbe nun, wie ich glaube, das Ende meines Daseins, oder, wie die Spiritualisten hoffen, den Uebergang zu einem künftigen und schönern Leben bilden.

Schließlich noch die Bemerkung: Man lasse von Seiten der Freunde und Förderer des Fortschritts und der Aufklärung die Sache, besonders

dem niedern Volke gegenüber, schweigend auf sich beruhen, lasse diesem den kirchlichen Glauben an Unsterblichkeit ungestört, so lange dasselbe nicht vermögend ist, sich über denselben zu erheben. Es ist demselben ein unabweisliches Bedürfniß, so lange es noch nicht auf die Stufe der Bildung gelangt ist, auf wlecher es demselben ohne nachtheiligen Einfluß auf seine (freilich ihrer Beschaffenheit nach bedenklich bleibende) Moralität nicht aufgeben kann. Nur mögen Lehrer und Bildner des Volks in Kirchen und Schulen mündlich und schriftlich dahin wirken, daß dasselbe die Tugend immer mehr und um ihrer selbst willen und nicht in Rechnung auf kommenden Lohn und aus Furcht vor einstiger Strafe achtet und vollbringt: auch mögen zugleich die geistlichen Volkserzieher in ihren Vorträgen den Fehler von sich fern halten, von den Zuständen jenseits des Grabes zu sagen, was dem Menschen zu wissen nicht möglich ist; sie mögen insbesondere sich in ihrem kirchlichen Eifer nicht Schilderungen solcher Zustände gestatten, die hinter den mythologischen Dichtungen der Griechen und Römer nicht zurückbleiben, die selbst den geistig beschränkten Menschen zu stark erscheinen, diese stutzig machen und, wie auch die Erfahrung lehrt, oft der Religiosität gänzlich entfremden.

„Wenn man (sagt einer unserer Zeitgenossen) von einem Fortgange der Menschen zu einer immer höhern Stufe der Veredlung im allumfassendsten Sinne des Wortes spricht, so darf man sich nicht den einzelnen Menschen, sondern man muß sich die ganze Menschheit vergegenwärtigen.“ Ich selbst möchte die ganze Menschheit einem Baume vergleichen, welchen die Gottheit als Gärtner pflanzte und in Pflege nimmt, damit er wohl gedeihe, fröhlich empor wachse und erstarke, so daß er dem Gärtner mit edlen Früchten lohnt. So wie viele Blüthen abfallen, bevor noch die werdende Frucht sich in ihnen bildet, so wie der Früchte viele bei allem Streben nach Ausbildung am Baume verkümmern und zur Erde fallen, ehe sie noch zur Reife gelangt sind, so wie nur die geringere Zahl derselben ihre Vollendung und Schönheit erreicht, so wie endlich auch diese der Verwesung anheim fallen, so ist es mit den einzelnen Menschen, die als Früchte an den Baume der Menschheit sich befinden. Gleich wie wir den Werth eines Baumes nicht nach einzelnen Früchten, die oft nicht

zur Reife kommen, sondern nach dem Gesammtertrag derselben abschätzen, eben so müssen wir zur Würdigung der Menschheit, nicht einzelne Menschen, sondern diese in ihrer Gesammtheit ins Auge fassen, wie solche auf dem Wege zur lichtvollen Wahrheit und sittlichen Veredelung, also zur Humanität sich ihrer Würde und Bestimmung immer mehr nähert. — Streben wir also ein jeder am Baume der Menschheit eine reife dem Gärtner wohlgefällige Frucht zu werden. — Weisest du als Spiritualist, dieses Bild als ein trostloses von dir zurück, weil dein Herz dich dazu nöthiget, dann magst du darauf bedacht sein, daß du deine Tugend nicht als eine selbstsüchtige verdächtigest und als Sclave deines Herzens sie ihrer Reinheit beraubst.

Ich kann es mir nicht versagen, noch anzudeuten, wie die fortgeschrittene Bildung der neuesten Zeit die Idee von der Ewigkeit aufgefaßt hat. Das Unendliche durch eine fortgehende Verlängerung des Endlichen gewinnen zu wollen, sagt sie, beruht auf einem Irrthum. Wer das Ewige erfassen will, darf nicht das Zeitliche und Räumliche festhalten und vervielfachen, sondern muß dieses in jenem untergehen lassen. Dem unabweislichen und wohlberechneten Bedürfniß und Verlangen unsers Geistes nach einem Ewigen genügen wir dadurch, daß wir den Blick aus der endlosen Ferne zurücklenken in die innerste Nähe unsers Selbst und hier den Geist in seiner eigenen Tiefe seine Ewigkeit suchen und finden lassen, und zwar in der vollen Hingabe an den göttlichem Geist, der aus seiner unerschöpflichen Fülle alles Sein und alle endlichen Geister als seine Offenbarung im ewigen Wechsel hervorgehen läßt. Dieses ewige Leben in Gott, auf das wir nicht erst als auf ein Jenseitiges zu warten brauchen, sondern das uns schon hier zu Gebote stehet, mochte schon den Psalmisten vor der Seele schweben, als er niederschrieb (Psalm 73, 26.): „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, ob mir auch Leib und Seele verschmachtet.“

Der geistreiche und originelle Denker Schleiermacher, ob er auch mit Ausgleichungsversuchen zwischen Orthodoxie und Hetrodoxie hin und her schwebte und den Schleier der Erstern sich nicht völlig entziehen lassen wollte, trug doch auch diese Ansicht in sich, und bezeichnete sie mit den

Worten: „Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit den Unendlichen und ewig sein in jeden Augenblicken u. s. w.“ — Noch klarer und entschiedener sind hierüber die Worte unsers Schiller: „Du fürchtest dich vor dem Tode, du wünschest unsterblich zu leben; leb im Ganzen, es bleibt, bist du auch längst nicht mehr da.“ — Hören wir nun noch einige Strophen aus der herrlichen Dichtung des verstorbenen Friedrich von Sallet in seinem Laienevangelium über Gott und sein Reich in uns.

Kleinmüthig seufzt ihr: „Besser wird es dort!“
Den Blick, bethränt, zum blauen Nichts erhoben.
Die Erde aber dreht sich fort und fort,
Im Weltall giebt's kein Unten oder Oben.

Die Sterne, die des Nachts herniedersah'n,
Rollen am Tag tief unter euren Füßen.
Versucht's! Durchschifft des Raumes Ocean,
Wo Welten sich, vorübersegelnd, grüßen.

Kein Paradieseseiland voll Musik,
Wo Gott der Herr ist Wirth und Festbereiter,
Preisgebend eurem neugierfrohen Blick
Ein Menschenangesicht, ehrwürdig heiter.

Und zögt ihr suchend auch von Stern zu Stern:
Nur wunderlich und fremd wird's euch gemahnen.
Gott und sein Reich sind überall euch fern,
Wo ihr sie nicht mitbringt auf euren Bahnen.

Und lägst Du tief in dumpfster Kerkernacht,
Im Kerker kannst Du Gottes Reich erbauen.
Ruf ihn! Er fährt in deines Herzens Schacht,
Vergöttlichend dem Wollen, Sinnen, Schauen.

Was zeigst Du trüb' jenseits des Grabes hin?
Nicht Klage, rüstig Wirken sei dein Hoffen.
Du bist in Gott, du warst's von Anbeginn,
Und hier wie dort steht dir der Himmel offen.

Ich enthalte mich jedes Urtheils über diese beiden Abhandlungen, und stelle die Billigung oder Mißbilligung des in denselben Gegebenen jedem meiner Leser anheim.

Dritte Vorlesung.

Ueber den Teufelsglauben, als den verabscheuungswürdigsten Mörder.

Fußend auf das Wort, das Jesus einst dem ihm feindseligen Juden gegenüber und den damaligen Zeitvorstellungen gemäß aussprach: „Derselbe (der Teufel) ist ein Mörder vom Anfang (Joh. 8, 44.)“ hat die orthodoxe Kirche lange Zeit hindurch den Teufel für den größten Mörder erklärt, ihn unter andern schon als den Verführer Eva's und Adams zum Genuß der von Gott verbotenen Frucht verführt, also auch diese als diejenigen bezeichnet, durch welche der Teufel unsere Sterblichkeit herbeigeführet und die ganze Menschheit mit der Erbsünde belastet hat. Sie, die alte Kirche, ist es auch, die dem Teufel Jesu Kreuzigung zur Last legt, indem derselbe auf den Verräther Judas, auf die Feinde Jesu und auf dessen Richter verderblich eingewirkt haben soll.

Ich lasse diese sich schon selbst richtenden Glaubensansichten hier auf sich selbst beruhen, zumal da sie verdientermaßen ihren Credit bereits überall verloren haben; ich will dagegen die Behauptung aufstellen und rechtfertigen, daß schon der bloße Glaube an Teufel als der größte Mörder in der christlichen Welt zu betrachten ist.

Die Belege hierzu finden wir in mannigfachen Erscheinungen fast überall auf den Geschichtstafeln unserer Religion. War es doch schon dieser Glaube, der die Christen verleitete, die Abweichungen Einzelner von den festgestellten kirchlichen Lehren und Gebräuchen als Wirkungen des

Teufels, solche Abtrünnige also als Verbündete, Sclaven und Werkzeuge desselben zu betrachten; oder vielmehr waren es doch Priester, welche sich hinter den Wahn versteckend, daß der Abfall von dem kirchlichen Glauben durch den Teufel bewirket werde, und daß dieser nun die diesem Glauben untreu Gewordenen zur Zerstörung der heiligen Kirche benutzte, Tausende der heller sehenden, anders denkenden und bessern Menschen zum Scheiterhaufen verdammten. Auf das wirsame Dasein dieses Wahnes und dessen Benutzung vou Seiten der Priester für ihren Zweck weiset auch der Umstand hin, daß diese die Bekleidung der Verurtheilten und zum Tode Geführten mit Abbildungen von Teufeln umhingen oder die Unglücklichen in der äußern Gestalt eines Teufels den Weg zum Scheiterhaufen zu vollenden nöthigten.

Uebergehen wir hier alle sonstigen Zeugnisse für meine Behauptung, daß der Teufelsglaube in der christlichen Welt der größte Mörder gewesen, und überblicken wir jetzt nur, was uns die Geschichte über das aus diesem Glauben hervorgehende abscheuliche Verfahren nicht bloß gegen die angeblichen Ketzer, sondern anch gegen die sogenannten Zauberer und Hexen berichtet. Man war mit dem schon vorhandenen Verfolgungen derer, die sich dem Verdacht der Ketzerei zugezogen hatten, noch nicht zufrieden, sondern die lauernden Priester schoben den geheimen Versammlnngen der als Ketzer Verrufenen, um die mit ihren der bestehenden Kirche gefahrdrohenden Umtrieben völlig auszurotten, einen besondern Gerichtshof als ein neues verderbliches Element unter, wobei man, um sich vor dem Volke zu rechtfertigen, und dasselbe für die Sache zu gewinnen, die an solchen Versammlungen Theilnehmenden eines Bündnisses und Verkehrs mit dem Teufel, so wie zugleich der Vollbringung einer Menge der das Verderben ihrer Mitmenschen bezweckenden übernatürlichen Unthaten, zu welchen sie durch den Teufel angetrieben und befähigt würden, beschuldigte, und sie somit neben der Ketzerei auch der Zauberei anklagte. Der Papst Innocenz VIII. wußte diesen Gerichtshof (die Inquisition) durch eine Bulle im Jahre 1484 zu bekräftigen, in welcher er unter anderm erklärte, es gäbe überall besonders in Deutschland Leute, die zum Verderben ihrer Mitmenschen mit dem Teufel im Bunde ständen. Solche Personen beiderlei Geschlechts trieben mit männlichen und weiblichen Teufeln Unzucht, erschwerten bei Menschen und Thieren die Geburten, hin-

derten die Männer am Zeugen, die Frauen am Empfangen, peinigten Menschen und Vieh mit innern und äußern Krankheiten, richteten die Feldfrüchte, Wiesen, Weinberge und Obstgärten zu Grunde; außerdem verläugneten sie auch auf Anstiften des bösen Feindes ihren katholischen Glauben und trieben als Ungläubige die gröbsten Ausschweifungen u. s. w. Er, der Papst, habe daher gegen solche Teufelskinder die Inquisition aufgestellt und befehle, diese überall ungehindert walten zu lassen; auch verpflichte er jeden Bischoff, gegen alle Widerspänstige, weß Standes und Ranges sie auch sein möchten, mit Excommunication, Suspension und Interdict einzuschreiten u. s. w. So war es denn dieser Papst, welcher die Ketzerverfolgungen verstärkte und vermehrte, zugleich aber auch den Grund zu den abscheulichen Hexenprocessen legte, denen Hunderttausende zum Opfer fielen, und sich durch den Teufelsglauben Luthers gestützt auch bis in das achtzehnte Jahrhundert erhalten haben. Leider war der unsinnige Hexenglaube im Christenthume schon lange vor der Inquisition vorhanden, zumal da er im alten und neuen Testamente seine Begründung, Nahrung und Pflege fand, vorzüglich in den Worten (2 Mos. 22, 18.): „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen;" und daher waren schon Tausende männlichen und weiblichen Geschlechts vor der Erscheinung des Hexenhammers*) verbrannt worden. Weil nun die gemeiniglich von abergläubigen und oft auch von schlechten Menschen aus Bosheit und Rachsucht Angeklagten in jener finstern und rohen Zeit durch Marterwerkzeuge gezwungen wurden, nicht bloß ihre eigene angebliche Verschuldung einzugestehen, sondern nun auch ihre Mitschuldigen als solche anzugeben**). So reiheten sich natürlich an die eingeleiteten Processe immer neue an und es wuchs die Zahl der bedauernswerthen Opfer ins Ungeheuere, so daß nach einer Berechnung, des zu Anfange des achtzehenten Jahrhunderts lebenden und für das Aufheben dieser grauenvollen Processe thä-

*) So wurde ein noch unter diesem Papste entworfenes und 1498 herausgegebenes System des Hexenwesens und des Verfahrens mit dem Hexen, lateinisch Molleus maleficorum genannt.

**) Suchten sich doch einige dieser Unglücklichen unter den Qualen der Tortur dadurch zu retten, daß sie Geistliche und Bischöfe als Mitwissende und Mitschuldige nannten.

tigen Professors Thomasius vom Papst Gregorius dem Großen an bis auf diesen Thomasius, also von 600 bis 1800 nach Christo, die Zahl der als Ketzer, Zauberer und Hexen gemordeten und lebendig verbrannten Menschen die Summe von 9 Millionen überstieg.

Betrachten wir nunmehr diese Gräuel nur in einigen Landen unsers Europa mehr in der Nähe. Wenden wir uns zunächst nach England und insbesondere nach Schottland. Hier, sollte man glauben, nachdem der König Heinrich VIII. seine Reformation bereits eingeführt hatte, so daß das Uebergewicht auf Seiten der Reformirten sich befand, hier hätte der Wahn und das Unwesen der Zauberei und Hexerei einen weit weniger empfänglichen Boden finden können. Und doch war dies anders. Der aus dem Katholicismus stammende Glaube an Teufel und deren Wirkungen auf die Menschen war ja noch nicht zurückgewiesen, und die Vorstellung, daß man mit Hülfe des Teufels Wunderdinge verrichten könne, war ja in jener finstern Zeit eine allgemeine herrschende Krankheit, so daß selbst König Jacob I. im 17. Jahrhundert einen Tractat über die im Dienste des Teufels stehende Ketzerei niederschrieb. Somit konnten denn auch hier Processe und grausame Hinrichtungen, im Bezug auf Ketzer und Hexen, nicht ausbleiben.

Ich lasse hier einige Andeutungen von einem englischen Schriftsteller folgen: Viele von denen, sagt derselbe, welche das traurige Schicksal traf, der Zauberei angeklagt zu werden, trugen freilich selbst einen Theil der Schuld an ihrem so beklagenswerthen endlichen Geschick. Es gab, wie überall, so auch hier Personen beiderlei Geschlechts, die leichtgläubige Menschen entweder aus Unbedachtsamkeit oder aus eigenem Irrwahn oder aus Uebermuth und Selbstsucht durch das Vorgeben zu täuschen suchten, daß unbekannte und übernatürliche Kräfte ihnen zu Gebote ständen, mittelst welcher sie Außerordentliches zum Besten oder zum Nachtheil anderer Menschen zu leisten im Stande wären. Dahin gehört unter andern auch das Vorgeben, daß sie Säfte zu bereiten vermöchten, mit denen man sich an seinen Feinden durch Einmischung in den Trank derselben rächen könne. Folgende Thatsache mag dieß bewahrheiten. Eine Lady von hohem Range, als die zweite Gattin eines nördlichen Grafen, hatte sich von einem alten im Geruche der Zauberei stehenden Weibe einen Saft zu er=

mitteln gewußt, um mit demselben ihren Stiefsohn aus der ersten Ehe zum Vortheil ihres leiblichen Sohnes aus dem Wege zu schaffen. Durch einen für sie unglücklichen Zufall wurden die Trinkbecher verwechselt, und ihr eigener Sohn fiel als Opfer ihres sträflichen Beginnens. So gesellte sich nun zu den innern unaussprechlichen Mutterqualen der Lady natürlich auch die Schmach vor der Welt, die Verachtung und der Abscheu ihres Gatten und zuletzt die Pein des Todes auf dem Scheiterhaufen; denn sie wurde als Hexe verbrannt.

Indeß bildeten Selbstverschuldungen dieser und ähnlicher Art bei diesen Gräueln nur einzelne Ausnahmen. Größer war die Zahl derer, welche durch unvorsichtige Aeußerungen sich in den Verdacht der Hexerei setzten, indem sie verstimmt durch Armuth, körperliche Gebrechlichkeit und hohes Alter, gereizt durch Neid wegen des bessern Looses ihrer Mitmenschen und verletzt durch Geringschätzung und Hohn von Seiten derselben diesen Böses wünschten, und sich dabei durch ihr Benehmen in den Verdacht setzten, daß sie durch Teufelskünste Andern Schaden zufügen könnten, so daß sie, wenn ein solcher eintrat, nun auch für die wirklichen Urheber desselben angesehen wurden. Wenn ein häusliches Unglück sich ereignete, ein Kind erkrankte, ein Pferd erlahmte, ein Rind plötzlich fiel, eine Feuersbrunst ausbrach u. s. w., so wurde eine solche Person der Hexerei angeklagt und ohne Weiteres für den Urheber solcher Unglücksfälle anerkannt und als solcher verdammt, und zwar um so mehr, als sie sich durch ihre rohe Gemüthsart und durch ihr ganzes Verhalten verdächtig und gehässig gemacht hatte. Vorzüglich traf dieses traurige Loos arme, alte, körperlich gebrechliche und häßlich aussehende Weiber. Wenn unter diesen viele sich rühmten, im Besitze besonderer Zauberkräfte und Zaubersprüche zu sein, und mit denselben allerlei Uebel zu entfernen, besonders Leibesgebrechen zu heilen, welche ärztliche Hülfe nicht beseitigen konnte, so zogen sie sich auch dadurch den Verdacht, die Anklage und die Bestrafung der Hexerei zu, mochte der Patient genesen oder sterben, und keine Entschuldigung vermochte sie von dem Feuertode zu retten. Denn starb der Kranke oder wurde er wieder hergestellt, so nahm man an, daß beides durch Teufelskünste bewirkt worden sei.

Ich kann nicht umhin, hier, wo ich der gewissenlosen und eiligen

Verurtheilungen der Hexen gedenke, auch eine sehr wahrscheinliche Thatsache, gestützt auf meinen englischen Gewährsmann, einzuschalten.

Ein angesehener Richter in England durchreiste seinen Bezirk, um dem Unwesen der Hexerei Einhalt zu thun. Unter andern wurde ein altes Weib vor ihn geführt, welche ein Augenübel durch Umhängung eines Garngewindes an den Hals des Leidenden unter Segenssprüchen geheilt haben sollte. Die Angeklagte konnte den vielen Anschuldigungen der ihr gegenüber stehenden Zeugen nur mit der Aeußerung begegnen, daß, wenn eine Zauberkraft in dem Garne stecke, sie nicht wisse, wie das zugehe. Sie habe dieses Garn vor 30 Jahren von einem Oxforder Studenten, um sich dessen zur Heilung eines an den Augen leidenden Verwandten zu bedienen, und da dieß von ihr mit glücklichem Erfolge geschehen, so habe sie dieses Mittel auch für andere Leidende in Anwendung gebracht. Jetzt fragte der Richter, wo sie gewohnt habe, als sie in den Besitz dieses Heilmittels gelangt wäre. Das Weib nannte das Dorf, in welchem sie früher eine kleine Bierschenke gehabt hatte. Der Richter wurde ernsthaft, und betrachtete sinnend das Weib und das Garn. Hierauf wandte er sich an seine Nebenbeamten mit dem Worten: Wir sind jetzt in Gefahr, an dieser alten Frau eine große Ungerechtigkeit zu begehen. Um dieß zu verhindern, muß ich einen tollen Streich aus meiner Jugend jetzt eingestehen, dessen ich freilich mich gegenwärtig im Tiefsten schäme. Zu jener Zeit, von welcher dieses Weib spricht, weilte ich als Student zu Oxfort auf einer meiner Wanderungen zufällig einen Tag und eine Nacht in dieses alten Weibes Schenke, ohne Geld zur Bezahlung meiner Zeche zu haben. Ich bemerkte, daß sie als Mutter sich sorglich mit ihrem an Augenschwäche leidenden Kinde beschäftigte, und war leichtfertig genug dieß zu meinem Vortheile zu benutzen, indem ich ihr glauben zu machen suchte, daß ich im Stande sei, ihr einen Zaubersegen mitzutheilen, durch welchen ihres Kindes Augen genesen würden, wolle sie solche Mittheilung als Bezahlung meiner Schuld ansehen. Sie ging freudig darauf ein. Nun kritzelte ich einige Figuren auf ein Stück Papier und schrieb eine sinnlose Beschwörungsformal darunter und umwickelte dieses Papier mit einer Zahl Garn, die eben in meiner Nähe lag. Bringe dieses Garnknäuel herbei, fuhr der Richter zu dem Weibe redend fort, und entwickle

es vor unsern Augen. Dieß geschah und am Ende fand sich das angegebene Papier mit allen seinen Zeichen der Zauberei.

Es waren jedoch nicht blos die durch Zauberei angeblich vollbrachten oder zu vollbringenden Wunderkuren oder die sonstigen Schaden verursachenden Handlungen den gerichtlichen Untersuchungen unterworfen, sondern auch alle erworbenen Kunstfertigkeiten, welche sich die geistige Schwachheit nicht natürlich zu erklären vermochte. So war auch eine Person in Gefahr, der Hexerei angeklagt zu werden, welcher der Viehstand vorzüglich gedieh, die mehrere trächtige Kühe im Stalle hielt, mehr Garn als Andere gesponnen hatte, und deren häusliche und wirthschaftliche Zustände sich glücklicher als bei Andern überhaupt gestalteten. Wurde doch selbst ein Mann als ein Hexenmeister in Anklagestand genommen, weil er als Schütze weit öfterer das Schwarze an der Scheibe traf, als seine Mitgenossen, und schon deßwegen als ein mit dem Teufel Verbundener verurtheilt. Es würde zu weit führen, wollte ich mich über alle auf Zauberei und Hexerei bezüglichen und oft dem Lächerlichen angehörenden Anklagen verbreiten. Bemerkt sei hier nur noch der thörichte Wahn, man könne den Teufel durch gewisse abgeschmackte und gottlose Worte, Handlungen und Förmlichkeiten citiren, durch Verpfändung seiner Seligkeit von ihm gewisse übermenschliche Kräfte gewinnen, diese oder jene böse Unthat von ihm erzwingen, Reichthümer durch und von ihm ermitteln, unter seinem Beistande durch Vor- und Rückwärtsbeten gewisser Worte des Vaterunsers sich in den Stand setzen, das Zukünftige zu wissen, gestohlene Sachen wiederzuerhalten u. s. w. Unzählige Menschen wurden um dieses Unsinns willen nach den Aussprüchen der Richter eingekerkert, gefoltert und lebendig verbrannt. Viele solcher Unglücklichen beschleunigten ihr endliches und beklagenswerthes Schicksal dadurch, daß sie die thörichten Anschuldigungen sogleich als gegründete anerkannten, wozu diese armseligen Geschöpfe durch körperliche Gebrechlichkeit, Blödsinn, drückende Armuth, bittere Lebenserfahrungen, Scham vor der Welt und dadurch erzeugten Lebensüberdruß und besonders durch das Entsetzen vor den Qualen der Tortur gedrungen wurden, welche Letztere auf die größten Peinigungen berechnet war, z. B. auch darin bestand, daß man den Unglücklichen den Schlaf entzog, indem sie rastlos, sobald die Müdigkeit ihre Augen schloß

in den Kerkern auf- und abgehen mußten. Hierher gehörte auch, aller sonstigen Mißhandlungen und Peinigungen nicht zu gedenken, daß man den im Verdachte der Hexerei Befindlichen Nadeln in das Fleisch stieß, damit der sogenannte im Lande herumreisende Hexenaufspäher sie als solcher an diesen erkennen sollte. Daß Viele schon aus Verzweiflung über die Schmach, der Hexerei angeklagt zu sein, den Tod suchten, gehet aus folgenden Thatsachen hervor. Ein junges, wohlgebildetes und durch Sittlichkeit ausgezeichnetes Mädchen wurde der Hexerei angeklagt. Erschrecken, Entsetzen und namenloser Schmerz hierüber hatte dieses arme Geschöpf schweigsam gemacht. Als der Richter sie fragte, ob sie nichts zu ihrer Rechtfertigung zu sagen habe, so gab sie die einfache und kurze Antwort: Man hat mir meinen guten Namen genommen, mein Leben ist daher keiner Rettung mehr werth. — Eine unbescholtene Dame aus den höhern Ständen traf in ihrem hohen Alter die Anschuldigung der Hexerei. Sie wurde verhaftet und in den Kerker geworfen, in welchem sie durch Gift aus Schmerz über die Verunglimpfung ihres Charakters und die Beschimpfung ihrer Familie ihrem Dasein ein Ende machte. — Eine betagte Frau nebst ihrer Tochter, beide völlig unbescholtene und sonst geachtete Personen, traf das unglückliche Schicksal, der Hexerei angeklagt zu werden, weil sie in Tagen der Theuerung durch den sparsamsten Gebrauch der einfachsten Nahrungsmittel (was man nicht begreifen konnte) sich erhalten hatten, während viele Andere der Hungersnoth erlagen. Auch diese verzichteten in ihrem Unglück auf jede Vertheidigung. Dem Richter, der sie zu derselben anregte, und die Absicht, sie zu retten, bemerkbar machte, gaben sie zur Antwort: Wir sind Ihnen dankbar; aber Sie können uns beiden nicht helfen. Wenn Sie uns auch vor den Schranken des Gerichts frei machen, so können Sie uns doch nicht vor dem Argwohn, Hexen zu sein, schützen. Sobald wir überdieß in unsere Hütte zurückkehren, werden wir von unsern Nachbarn, wenn sie uns auch nicht das Hirn ausschlagen, oder uns auf der Stelle ersäufen, doch verachtet und mit Abscheu betrachtet. Daher wollen wir, um einem so elenden Leben zu entgehen, uns lieber bereit halten, dem Tode sofort anheim zu fallen. Denn das Letztere, was diese beiden fürchteten, nämlich als Freigesprochene vom Pöbel gemißhandelt und gemordet zu werden, trat

sehr oft ein. Wenn ein Richter Anstand nahm, solche Unglückliche zu verdammen, und sie wieder in Freiheit setzte, so war es eben dieser rohe und unwissende Pöbel, welcher mit eigenen Händen die Bejammernswerthen mißhandelte, erschlug, oder so oft und so lange unter das Wasser tauchte bis sie ihren Geist aufgegeben hatten.

Ich habe mich hier, wo ich es mit den Hexenverfolgungen in England und Schottland zu thun hatte, absichtlich auch über die Ursachen derselben ausführlich verbreitet, da solche sich überall so ziemlich ähnlich sind, und ich mich nun der Mühe, auf solche in dem Nächstfolgenden zurückzukommen, überheben kann. Nur will ich hier zum Schluß noch bemerken, daß in dem eben gedachten Ländern diese gräßlichen Verfolgungen und Mißhandlungen erst mit dem Ende des 17. Jahrhundert sich mäßigten und ihr Endziel erreichten.

Noch furchtbarer wütheten diese Gräuel in Spanien, wo unter der Pflege und Geschäftigkeit der Inquisition die Annahme, daß Zauberer, zu denen man vorzugsweise alle die zählte, welche sich irgend eines Zweifels, einer Abweichung und eines Widerstandes im Bezug auf die katholische Kirche und die Mißbräuche derselben verdächtig machten, als Kinder und Werkzeuge des Teufels betrachtet, und als solche durch Feuer ausgerottet werden müßten, einen noch empfänglichen Boden fand. Nur Einiges werde in dieser Beziehung hier hervorgehoben.

In diesem Lande geistiger Beknechtung und Verfinsterung waren im Jahre 1391 gegen die Juden, welche sich hier sehr zahlreich angesiedelt und große Reichthümer erworben hatten, und die man des Verkehrs mit dem Teufel beschuldigte, Volksaufstände ausgebrochen. Zu Tausenden wurden hier an allen Orten die Juden grausam ermordet, und nur die konnten diesem traurigen Schicksal entgehen, denen es möglich war, sich durch die Flucht zu retten, oder die zum Christenthum übertraten. Das Letztere thaten sehr viele, freilich nur zum Scheine, indem sie in ihren Häusern ihre Gebräuche fortwährend ausübten. Zum Behufe weiterer Verfolgung der Juden und zugleich aller Derer, die sich den Verdacht der Abweichung von dem Glauben der katholischen Kirche zuzogen, wurde im Jahre 1477 ein Inquisitionsgericht gestiftet und die damaligen Herrscher, König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von

Kastilien in diesem Lande genehmigten bereitwillig den ihnen gemachten Vorschlag, jenes Gericht unter der Bedingung, daß ihnen Beiden die confiscirten Güter der Vertriebenen und Gemordeten zufielen, anzuerkennen, zu unterstützen und ohne Einmischung walten zu lassen. So geschah es denn, daß viele Tausende in jedem Jahre ihrer Güter beraubt und grausam hingerichtet wurden. Es ging so weit, daß der Großinquisitor unter einer Bedeckung von Reitern überall im Lande umherzog, um seine Opfer zu finden. Jeder, der als der Ketzerei oder Zauberei verdächtig angezeigt wurde, erhielt eine Gnadenfrist von 30 Tagen, um sich selbst als sträflichen Ketzer im Dienste des Teufels anzugeben. Geschah dieß von ihm nicht, so wurde er für ehrlos erklärt, durfte kein Amt verwalten, und kein feineres Gewerbe treiben, und mußte sich überdieß schweren Prüfungen unterwerfen. Wer dieses Alles nicht beachtete, und sich nicht als reuiger Büßer vor dem besagten Gericht stellte, wurde durch die geheimen Späher desselben, deren es damals gegen 20,000 in Spanien gab, plötzlich verhaftet, durch die Tortur zu Geständnissen gezwungen, und je nach dem Grade nicht etwa ihrer eigenen Erklärungen, sondern vielmehr der ihnen gemachten Anschuldigungen entweder als infam entlassen, oder zu kürzerem oder immerwährendem Gefängniß verurtheilt, oder hingerichtet. Unter allen Umständen wurden jedoch die Güter Derselben eingezogen, sie mochten das Angeschuldigte eingestehen, oder nicht. Trug man doch die Infamie eines der Ketzerei Verdächtigen auf Kinder und Kindeskinder über. Selbst breits Verstorbene wurden als solche gezüchtiget, indem man ihre Gebeine verbrannte, auch deren Güter einzog, sobald sie nicht über 40 Jahre im Grabe gelegen hatten. Zwar wurden diese grausamen Maßregeln in der folgenden Zeit um etwas gemildert, dennoch war die Zahl der auf solche Weise Bestraften, Verurtheilten und Hingerichteten sehr groß. Ich will hier nur, nach der Berechnung des Spaniers Lhorente, die Gesammtzahl derselben vom Jahre 1481 bis zum Jahre 1808, wo Napoleon die Inquisition aufhob, andeuten. Es wurden in dieser Zeit 31912 Personen lebendig, 17659 im Bildniß verbrannt und 291456 mit andern Büßungen bestraft.

Es würde diesen Aufsatz gar zu sehr verlängern, wenn ich die Behauptung, daß der Teufelsglaube die meisten und größten Mordthaten

zu Stande gebracht hat, oder daß wenigstens dieser Glaube zur Rechtfertigung derselben theilweise dienen mußte, durch viele andere ähnliche Erscheinungen in den übrigen europäischen Landen — also anderer Welttheile, besonders Amerika's nicht zu gedenken, wo die Spanier seit Columbus hauptsächlich ihren Namen mit den schauderhaftesten Gräuelthaten befleckten — bekräftigen wollte. Ich muß mich daher von jetzt an nur auf flüchtige Andeutung beschränken, zumal wenn ich für die, in unserm engern Vaterlande noch einigen Raum gewinnen will.

Was nun Frankreich betrifft, das in der Geschichte der Ketzerei schon durch seine Bluthochzeit und seine Verfolgungen der Hugenotten einen unrühmlichen ja Grausen erregenden Platz einnimmt, so will ich meinen Lesern hier nur die mit Entsetzen erfüllenden Grausamkeiten an dem ritterlichen Tempelorden im Anfange des 14. Jahrhunderts bezeichnen, weil gerade diese Thatsache uns den stärksten Beweis dafür vorlegt, daß der Teufelsglaube selbst der Politik und Herrschsucht dienstbar sein mußte, um deren Zweck zu begünstigen und zu verwirklichen, so wie das Grausenhafte ihrer Handlungen zu rechtfertigen und zu beschönigen.

Der Geschichte zur Folge war dieser Orden in der Zeit der Kreuzzüge am Anfange des 12. Jahrhunderts in Jerusalem entstanden, wo sein erster fester Wohnsitz von ihm in einem an den salomonischen Tempel stoßenden Gebäude genommen wurde. Daher führten die Mitglieder desselben den Namen Tempelherren. Durch Schenkungen besonders von ihren im Kampfe gefallenen, oder durch Krankheit hinweggerafften Ordensbrüdern waren sie zu großen Reichthümern gelangt und hatten hauptsächlich in Frankreich ansehnliche Besitzungen erworben. König Philipp der Schöne daselbst, geleitet von Habgier und Herrschsucht, beschloß mit Zustimmung des Papstes die Ausrottung dieses Ordens, und begann das Blutwerk unter erheuchelter Huld und Freundlichkeit an einem Tage, an welchem er in dem Palaste der Templer zu Paris köstlich bewirthet wurde, in einer Stunde, in welcher er mit der größten Heiterkeit unter den Templern scherzte und schwelgte, und nach Augenblicken, in welchen er mit dem Großmeister des Ordens, Jacques de Molay, unter rauschendem Hörnerklang auf dessen Wohl angestoßen hatte. 140 anwesende Tempelherren nebst ihrem Großmeister wurden plötzlich ergriffen und theils so-

gleich hingerichtet, theils in Gefängnisse gebracht. Was hier in Paris geschah, wurde auch überall in ganz Frankreich an allen Templern vollzogen. Späterhin wurden sie gefoltert und grausam hingerichtet. Alle denselben durch Marterwerkzeuge abgepreßten Geständnisse konnten die Unglücklichen nicht retten. Man kann sich die großen Qualen denken, wenn Einer derselben unter solchen aufschrie: „Ich bekenne mich schuldig, den Heiland ans Kreuz geschlagen zu haben!“ Die Hinrichtungen auf Scheiterhaufen waren massenhaft. An einem einzigen Tage, am 12. Mai 1310, wurden am St. Andreasthore zu Paris 54 Tempelherren zugleich verbrannt. Dasselbe Schicksal traf den gedachten Großmeister am 19. März 1314. — Was mußte nun aber dieser Schandthat zum Vorwand und zur Beschönigung dienen? Es waren die erdachten Angaben, sie müßten bei der Aufnahme in den Orden den Glauben an Jesum abschwören, sie spuckten das Kreuz an und verehrten ein Idol, das Baphomet (wahrscheinlich so viel als Muhamed) heiße; es waren außerdem die Anschuldigungen der gräuelvollsten Unthaten, die in ihren Versammlungen stattfänden, und hauptsächlich die Angabe, daß sie mit dem Teufel in Verbindung ständen, der ihren Reichthum begründet habe, mit dessen Hülfe sie allerlei geheime Künste zu Stande brächten und jedes sündliche Gelüste befriedigten. Wenn wir nun auch zugeben, daß sie bei ihrem außerordentlichen Reichthum ein luxuriöses Leben führten, so waren doch diese und viele andern ihnen gemachten Anschuldigungen ohne allen Grund und lediglich Gebilde ihrer neidischen Henker, Gebilde, mit welchen diese zugleich ihrem gekrönten Oberherrn zur Verwirklichung seines verruchten Zweckes und zur Rechtfertigung seiner hier angedeuteten grausamen Maßregeln zu Hülfe kamen; wozu hauptäschlich auch der Wahn gehörte, daß die Templer mit dem Teufel sich in inniger Verbindung befänden. Genug! Wenden wir uns von dieser Gräuelthat mit Uebergehung vieler andern auf den Teufelsglauben gestützten Mordthaten in Frankreich hinweg.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf Italien. Hier begegnen uns ähnliche traurige Thatsachen in mannigfaltigen Grausen erregenden Erscheinungen, hier fällt unser Auge auf nie endende Gräuel der Verketzerungen, die der Teufelsglaube erzeugte, oder denen derselbe in den

Händen der Inquisition zur Rechtfertigung dienen mußte. Nicht alle Einzelnen will ich hier meinen Lesern vorführen, nur hinweisen will ich für meinen dießmaligen Zweck auf das beklagenswerthe Geschick eines Savanarola, welcher wegen seiner reinern religiösen Vorstellungen verschrieen wurde und nach langen und schweren Drangsalen endlich auf dem Scheiterhaufen sein Leben beschließen mußte, und nur noch darauf hindeuten will ich, wie so viele tausende von dem kirchlichen Glauben abweichende und nach ihrem Stifter genannte Waldenser erbarmungslos gemordet wurden, so daß nur eine geringe Zahl derselben durch die Flucht auf hohe, unfruchtbare und unwegsame Gebirge sich vor demselben Schicksale zu sichern wußten; will von allen übrigen traurigen Erscheinungen dieser Art jetzt schweigen, um noch Raum zu einer kurzen Andeutung dessen zu gewinnen, was in Mitteleuropa für meine Behauptung Zeugniß giebt.

Wollte ich nun die empörenden Missethaten ausführlich schildern, die man von Rom aus in Böhmen gegen einen Huß und Hieronymus von Prag vollbrachte, und alle die, welche man von da an sich an den Anhängern Hussens gestattete, die durch den ganzen 30jährigen Krieg sich hinzogen, mit der Verfolgung der mährischen Brüder ihr Endziel erreichten, und in der Vertreibung der Salzburger ein Seitenstück erhielten, wozu man stets auch in dem Teufelsglauben seinen Stützpunkt suchte, so würde ich hier sehr schwer ein Ende finden. Ich will mich daher nur noch auf eine Darlegung der scheußlichen Hexenprocesse in unserm engern Vaterlande beschränken, die wir vorzugsweise als Geburten des Teufelsglaubens zu betrachten haben.

Auch in unserm Deuschland waren diese Processe in schauerlicher Zahl vom 14. Jahrhunderte an eingetreten, gingen von da an neben den Leiden des Krieges unter Katholiken und Protestanten mit ihren abscheulichen Mordthaten einher, und erhielten sich bis fast zum Schlusse des 17. Jahrhunderts. Vom Jahre 1550 bis 1650 befanden sich diese Hexenprocesse in unserm engern Vaterlande auf ihrer höchsten Stufe. Man sollte meinen, mit der Reformation müßten solche bei uns ihr Ende gefunden haben. Leider war dem nicht also; im Gegentheil kamen diese Processe durch Luthern unter den Protestanten erst recht in Aufnahme,

da derselbe, wie bekannt, den Teufelsglauben unerschütterlich bis an sein Ende festhielt. Somit war denn damals, genau betrachtet, kein Mensch seines Lebens sicher, da der Wahn, wie ich ihn bereits im Bezug auf England bezeichnet habe, auch bei unsern Protestanten der frühern Zeit allgemein herrschend war, Teufel und Teufelinnen stellten sich Nachts bei Frauen und Männern ein, um mit ihnen fleischlich zu verkehren u. s. w.; ein Wahn, der nicht blos im Volke waltete, sondern auch bei Theologen und Juristen für eine ausgemachte Wahrheit galt. Jede unwillkürliche Bewegung eines Schlafenden, meinte man, sei daher schon ein Zeichen des Umgangs mit einem Teufel, und sinnliche Träume wurden selbst von denen, die sie hatten, für Anfechtungen von Teufeln und Teufelinnen, die sich in schöne Gestalten zu verwandeln wüßten, gehalten. Diesen Glauben hatte auch unser Luther. In seinen Tischreden zeugt unter andern Folgendes dafür. Als ihm sein Kurfürst einst eine Geschichte erzählte, nach welcher einem Adeligen seine verstorbene Frau erschienen sei, und ihm versprochen habe, bei ihm zu bleiben, wenn er sich einen schweren Fluch abgewöhne, auch wieder mit ihm zusammengelebt habe, bis er diesen Fluch wieder einmal ausgesprochen, worauf dann die Frau verschwunden sei und nur ihre leeren Kleider zurückgeblieben wären, so entgegnete Luther: „Jam est quaestio (Nun ist die Frage), ob das rechte Weiber seien und ob die mit ihnen erzeugten Kinder rechte Kinder seien? Davon sind das meine Gedanken, daß es nicht rechte Weiber sein können, sondern es sind Teufel, und gehet also zu; der Teufel machet ihnen ein Gesperr für die Augen und betreuget sie, daß die Leute meinen, sie schlafen bei einer rechten Frau, und ist doch lauter Betrug; deßgleichen geschieht's auch, wenn's ein Mann ist; denn der Teufel ist mächtig bei den Kindern des Unglaubens, wie St. Paulus sagt."

Unter solchen Vorstellungen, die selbst einen Luther *) fesselten, war es kein Wunder, wenn der Teufelsglaube damals so großes Unglück anrichtete, wenn so Viele der Hexerei angeklagt und auf das Grausamste

*) Daß unser Luther steif und fest von der persönlichen Existenz und von dem Wirken des Teufels überzeugt war, das gehet unter andern aus seiner eigenen Erzählung hervor, nach welcher er in Dessau ein 12 Jahre altes Wechselkind gesehen, d. h. ein Kind, welches der Teufel an die Stelle eines wirklichen

hingerichtet wurden. Entsetzen erregend war das Verfahren mit solchen Angeklagten. Sie wurden ergriffen, in das Gefängniß geworfen, mit Ketten belastet, auf die Folter gespannt, und durch diese in Gegenwart eines Geistlichen und des Richters, die dabei häufig Wein und Confect genossen, so lange gemartert, bis sie sich selbst der Hexerei schuldig erklärten und auch Mitschuldige und ihre Verführer angaben. Die Unglücklichen, um nur der Qualen loszuwerden, nannten nun, wer ihnen eben einfiel, und stürzten dadurch Andere in dasselbe Verderben, so daß an einen Proceß sich viele andern anreiheten, und ein Scheiterhaufen die Errichtung vieler anderer zu Folge hatte, und daß zugleich jeder einzelne Mensch in jedem Lebensverhältnisse der Gefahr blosgestellt und der Angst preisgegeben war, in Anklage zu kommen.

So war es denn natürlich, daß die Zahl der Unglücklichen, welche als Opfer des Teufelsglaubens, fielen eine Höhe erreichte, die uns mit Entsetzen erfüllt, und an die wir nicht glauben würden, wenn nicht schriftliche Nachrichten und besonders Thatsachen betreffende Urkunden aus jener Schreckenszeit jeden Zweifel hierüber von uns zurrückwiesen.

Nur Einiges will ich in dieser Beziehung hier namhaft machen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts ließ der Herzog von Braunschweig, Heinrich Julius, so viele Hexen verbrennen, daß der Richtplatz in der Nähe von Wolfenbüttel, wo man die verkohlten Baumstämme, an welche die unglücklichen Opfer angebunden waren, zum abschreckenden Beispiel stehen ließ; das Ansehen eines ausgebrannten Waldes hatte. — Im Fürstenthume Anspach, das etwa 100000 Einwohner zählte, wurden vom Jahre 1576 bis 1703 474 Personen hingerichtet, von denen die allermeisten der Hexerei beschuldigt waren, und in der Stadt Schwabach dieses Ländchens bestand ein eigener Druden- (d. h. Hexen-) Henker.

Kindes ausgetauscht hatte; und nun fügt Luther hinzu: „Da sagte ich zu dem Fürsten zu Anhalt: Wenn ich Fürst wäre, so wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Wilde, so bei Dessau fleußt, und das Homicidium (den Menschenmord) dran wagen. Aber der Churfürst von Sachsen, so mit zu Dessau war, und die Fürsten zu Anhalt wollten mir nicht folgen. Da sprach ich: Sie sollten in der Kirche ein Vaterunser beten lassen, daß der liebe Gott den Teufel wegnehme. Daß that man täglich zu Dessau, und da starb dasselbe Wechselkind im andern Jahre darnach!"

— In dem angränzenden kleinen Fürstenthum Wallerstein wurden im Jahre 1591 nicht weniger als 22 Hexen auf einmal verbrannt. Dieß konnte nicht anders kommen, da der Teufelsglaube den lächerlichsten Annahmen Thür und Thor öffnete und sich unter andern sogar zu der unsinnigen Vorstellung verstieg, daß die Teufel in ganz kleiner, sichtbarer Gestalt den Tag über unter allerlei Hausgeräthschaften, in Gläsern und Büchsen sich verborgen hielten, so daß die Consistorien Haussuchungen anstellten, um dergleichen Teufelchen zu fangen.

Eben so war es in katholischen Ländern; auch in diesen wurde gegen vermeintliche Zauberer und Hexen gewüthet. Nur zwei Thatsachen mögen hier als Belege eine Stelle finden. Im Erzbisthum Mainz starben allein in dem Amte Mutich und Amorbach im Jahre 1602 gegen 300 Menschen den Feuertod und im Hochstift Würzbnrg wurden von 1627 bis 1629 158 Personen, unter diesen auch Kinder, angesehene Leute und sogar Geistliche, verbrannt. — Als der Herzog Maximilian I. von Bayern im Jahre 1607 sich der Reichsstadt Donauwörth bemächtiget und dort die Bekehrung der protestantischen Einwohner den Jesuiten übertragen hatte, wies er Fonds zu dem Bekehrungsgeschäfte auf das Vermögen einer eben als Hexe hingerichteten sehr reichen Kaufmannswittwe, Anna Pucher, an. Diese Unglückliche war beschuldigt, mit dem Teufel Unzucht getrieben, ein Gewitter über die Stadt Donauwörth herbeigezaubert zu haben, dabei auf einem Besen über die Stadt hin und her durch die Luft geritten zu sein, auch drei Nebel verursacht zu haben, welche in der ganzen Gegend das Obst verdorben. In der Folterkammer gestand diese Beklagenswerthe diesen ganzen Unsinn zu.

Auch Fürsten mit ihren Verwandten blieben von dem Verdachte, mit Teufeln in Verbinduug zu stehen und von ihnen besessen zu sein, nicht gänzlich frei; sie kamen jedoch, wie natürlich, glimpflicher weg, indem man sie nur durch Beschwörungen und durch Räucherungen von demselben zu befreien suchte. So wurde die Kinderlosigkeit der Ehe des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich dem Umstande zugeschrieben, daß er und seine Frau, eine Prinzessin von Lothringen, vom Teufel besessen seien. Ein Mönch nahm an beiden fürstlichen Personen vom 19. März bis 13. August 1604, laut noch vorhandener Protokolle, die Beschwörungen vor.

Nach diesen Protokollen befahl der Beschwörer bei der Procedur mit der Herzogin den in ihrem Leibe befindlichen bösen Geistern, durch ein äußerliches Zeichen an ihrem linken Arm zu erkennen zu geben, ob ihr Gemahl durch Zauberei zur Ausübung der ehelichen Pflicht untüchtig sei. Sogleich empfand die Herzogin an ihrem linken Arm eine ungewöhnliche Hitze. Der Herzog wurde auf verschiedene Weise bearbeitet; man setzte ihm die Monstranz (geweihte Hostie) auf den Kopf, las verschiedene Gebete über ihn; er fühlte auch wirklich Neigung zum Erbrechen und spuckte Schleim aus, aber sein verrückter Zustand dauerte fort. Er starb bald hernach an der Darmgicht. —

So stehen denn alle der gesunden Vernunft spottenden und die menschlichen Gefühle im Tiefsten empörenden Gräuelthaten im Bezug auf Zauberei, Hexerei und Ketzerei schon allein als völlig genügende Zeugen und Belege der oben aufgestellten Behauptung vor uns, daß nicht sowohl der Teufel, sondern vielmehr der Teufelsglaube als der abscheulichste Mörder zu betrachten ist.

Mag sich nun ein jeder meiner Leser sein Urtheil über die, welche in unsern Tagen diesem Glauben noch huldigen und nach Kräften wieder aufzufrischen suchen, selbst gestalten.

Ich kann diesen Aufsatz nicht ohne die Bemerkung schließen, daß die Darstellung des Lebens Jesu, wie sie in den Evangelien vor uns liegt, zu solchen Glauben an Teufel Veranlassung gegeben, indem die Verfasser derselben in ihren Mittheilungen den Teufel eine große Rolle spielen lassen und namentlich erwähnen, wie Jesus mit Teufeln zu thun gehabt, solche ausgetrieben, ja ihnen sogar gestattet habe, die Gergesener um ihre Schweine zu bringen. Wundern wir uns hierüber nicht, und legen wir die im Vorhergehenden bezeichneten grausenhaften Wirkungen des Teufelsglauben ihm nicht im Entferntesten zur Last, sondern bringen wir sie lediglich auf Rechnung derer, die in ihren Darstellungen der Sage und der Dichtung und in ihren eigenen Vorstellungen der Phantasie einen großen Spielraum gestatteten, und weiterhin auf die Rechnung jener finstern Jahrhunderte, in welchen jedes biblische Wort als ein

durchaus göttliches anerkannt wurde, also auch der Teufelsglaube seine volle Nahrung fand und sein böses Wesen treiben konnte und mußte, folglich auf Rechnung einer Zeit, in welcher die uns jetzt zu Gebote stehenden und auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen reinern Ansichten von der Bibel und besonders von den Evangelien gar nicht möglich waren; und wären sie wirklich hervorgetreten, nothwendig als sündliche und frevelhafte zurückgewiesen und verdammt werden mußten

Vierte Vorlesung.

Ein der Gegenwart zugehörendes Gespräch zwischen zwei Geistlichen.

Ich gestatte mir heute Ihnen zur Abwechslung eine Dichtung vorzutragen, welche durch ihren Inhalt der Wirklichkeit entspricht und zugleich dem Zwecke unsers Vereins angehört.

Langsam wanderte jüngsthin ein hochbejahrter Landgeistlicher aus der ihm naheliegenden Stadt seinem Wohnorte zu. Raschern Schrittes folgte und ereilte ihn ein erst angestellter jüngerer Amtscollege in der Nachbarschaft, den ein Theil desselben Weges zu seiner Heimath führte. Nach der gewöhnlichen conventionellen gegenseitigen Begrüßung nahm der Aeltere zunächst das Wort: Sie scheinen sehr aufgeregt, Herr Amtsbruder; es ist Ihnen doch nicht etwas Unangenehmes in der Stadt begegnet?

Allerdings, entgegnete der Jüngere. Hören Sie nur: Ich war nach Vollendung meiner Geschäfte in einem öffentlichen Orte eingekehrt, um mich durch einen Trunk zu erquicken; da fand ich an einem mir gegenüber befindlichen nahen Tische Bürger und Landbewohner unter einander gemischt, welche sich lebhaft in ihrer Unterhaltung über die neuesten ketzerischen Beschreibungen des Lebens Jesu verbreiteten. Zu meinen Erstaunen vernahm ich hier, wie der Hauptsprecher unter den Anwesenden das Lesen dieser Schriften anpries, wie geschäftig, leichtfertig, aberwitzig und frevelnd derselbe im Geiste jener Schriften sich über die heilige Schrift aussprach, den Glauben an die göttliche Autorität und volle Zuverlässigkeit derselben in Ab-

rede stellte, die Wirklichkeit und Bedeutsamkeit der biblischen Wunder in Zweifel zog, den Stifter unserer Religion seiner göttlichen Abkunft und Erhabenheit entkleidete, u. s. w. Noch nie hat mich der niederschlagende Gedanke an die schnelle Verbreitung des wuchernden Unkrauts auf dem heiligen Felde der Religion, an das große Verderben, welches heillose Schriften hier anrichten, stärker und schmerzhafter berührt, als in diesen Augenblicken. Im Tiefsten erschüttert und empört erhob ich mich von meinem Sessel, eilte, ohne meinen Trank noch berührt zu haben, hinweg, und begegne nun in Hast und Aufregung Ihnen. Ach, welch ein Unheil stiften nicht unter uns Christen bis in die niedern Schichten des Volks herab die Verfasser solcher Schriften, die nur böswillig auf Abschwächung und Auflösung des religiösen von unserer Kirche stets sorgsam überwachten Glaubens bedacht sind, schon allein und ganz besonders dadurch, daß sie grundlos Jesu seine göttliche Abkunft und Würde entziehen und ihn gewissenlos nur zu einem Menschen herabwürdigen.

Sprechen Sie denn hier Ihre eigene feste Ueberzeugung aus, unterbrach jetzt der ältere Geistliche seinen jüngern Amtsbruder, und, wenn dieses ist, haben Sie solche durch ein sorgfältiges und von vorgefaßten Meinungen befreites Studium dieser Schriften und zugleich durch eine nähere Beobachtung und unparteiische Prüfung des Charakters ihrer Verfasser genommen?

Behüte der Himmel! antwortete der Gefragte; ich kenne diese Männer gar nicht. Wie sollte ich mich mit Personen und deren Sinnesart in Bekanntschaft setzen, die sich solchen Frevel an unserer Religion gestatten, indem sie Schriften in die Welt senden, welche unser Kirchengebäude untergraben und dem Einsturz nahe bringen. Daher verschmähe ich auch das Lesen dieser Schriften und erachte es für Sünde mich mit ihnen bekannt zu machen.

Ich muß Ihnen offen gestehen, entgegnete der ältere Geistliche, so bedächtig, furchtsam und spröde, wie Sie, bin ich nicht gewesen. Ihre Besorgniß, mich durch Lesung dieser Schriften sogar zu versündigen, hat mich nicht im Leisesten berührt. Das Urtheil aber, das sich in mir über diese Schriften und deren Verfasser gebildet hat, hier vor Ihnen auszusprechen, halte ich aus verschiedenen Ursachen nicht für angemessen und ersprießlich.

Nur bemerken muß ich gegen Sie, daß Sie nicht so vorlaut, absprechend und verletzend mit Ihrem Urtheile hervortreten sollten, wenn Sie es nicht über sich gewinnen konnten, sich mit diesen Männern und deren Schriften in nähere Kenntniß zu setzen, und daß es diesen Männern von Ihrer Seite ergeht, wie jenem edlen und hochverdienten Aristides, der von einem seiner niedern Mitbürger, der nach seinem eigenen Geständniß diesen großen Wohlthäter seines Staates nicht kannte, verdammt wurde. Ich will jedoch die gelehrten Verfasser der hier in Rede seienden Schriften keineswegs gegen Sie in Schutz nehmen, aber ich darf wohl von jedem gebildeten Laien, noch mehr von einem Manne, der auf wissenschaftliche Bildung Ansprüche macht und hauptsächlich von einem der Theologie Beflissenen und auf dem Felde der Religion thätig sein sollenden mit vollem Rechte erwarten, daß er sein Urtheil über solche, die durch Gelehrsamkeit sich auszeichnen und über deren Geistesproducte auf eine nähere Bekanntschaft mit beiden stützt.

Betroffen durch diese Aeußerung schwieg der jüngere Geistliche einige Augenblicke; dann brach er in die Worte aus; Wer die Göttlichkeit Jesu in Zweifel oder vielmehr in gänzliche Abrede stellt, was, wie mir gesagt worden ist, diese Lebensbeschreiber Jesu in unsern Tagen thun, der hat mit unserer Kirche völlig gebrochen, stellt seiner Religiosität ein Armuthszeugniß aus und macht auch zugleich seinen Charakter verdächtig, indem er die Grundsäule der Religion gewissenlos niederreißt. Der Glaube aber an die Göttlichkeit Jesu und seiner Religion bildet diese Grundsäule, mit ihr steht und fällt die ganze Heilsanstalt Jesu; gehet also jener Glaube verloren, dieß ist meine felsenfeste Ueberzeugung, so ist es auch um diese geschehen. Denn nur einem Religionsstifter, der ein wirklicher Gott, wenigstens ein über die Menschen Erhabener, von Gott Auserkorner, in Gottes Geheimnisse völlig Eingeweihter und als solcher durch außerordentliche Wunder Beglaubigter war, kann ich unbedingten und vollen Glauben schenken, und nur eine auf solche Weise gegebene und begründete Religion kann sich erhalten.

Ich will Ihnen das so eben Gesagte, so viel sich auch dagegen einwenden läßt, ein für alle Mal als richtig zugeben, unterbrach jetzt der Aeltere den in frommen Eifer gerathenen Sprecher, will keinen Versuch

machen Ihre Ueberzeugung anzutasten, da Sie solche eine felsenfeste nennen die folglich jedem Angriffe Trotz bietet, will Ihnen einräumen, daß Jesus als wirklicher Gott oder wenigstens als ein wunderbar in Gottes Geist Eingeweihter auf Erden gelebt urd gewirkt hat, und uns lediglich aus diesem Grunde untrügliche Wahrheit darbieten konnte und dargeboten hat — was freilich die Ihnen so großes Aergerniß bereitenden Forscher im Bezug auf das Leben Jesu in Abrede stellen; — will Ihnen jedoch hier nur Einiges zur Erwägung und zur eigenen stillen Beantwortung vorlegen.

Die Katholiken erachten den (natürlicher Weise auf unserm Standpunkte nur angeblich) durch dem heiligen Geist erwählten Papst für Christi Statthalter, dem allein die Macht zustehe, über Glaubensstreitigkeiten seine entscheidende Stimme abzugeben, Glaubenssätze aufzustellen, kirchliche Gebräuche anzuordnen, denen man sich unbedingt fügen müsse, überhaupt im Auftrage und an Gottes Statt über die Seligkeit eines Jeden zu entscheiden, zu begnadigen oder zu verdammen. Müssen Sie es nun nicht durchaus in Abrede stellen, daß Luther als früherer Katholik, also auch bei dieser Ansicht von der göttlichen Autorität des Papstes, in seinem Rechte gewesen sei, wenn er sich von diesem für einen göttlichen Sachwalter auf Erden Anerkannten lossagte, und thun nicht auch Sie zugleich unrecht, wenn Sie mit Luther diesen katholischen Glauben von sich wiesen und bekämpfen, und die, welche sich noch an diesen Glauben halten, des Irrthums zeihen, da Sie hier mit den Katholiken auf einer und derselben Stufe stehen, indem Sie mit denselben die Vorstellung festhalten, daß man nur das glauben könne und müsse, was ein Gott oder ein von Gott Auserkorner und Autorisirter uns lehre, mag es nun mit unseren vernünftigen Vorstellungen übereinstimmen, oder nicht? Können Sie bei Ihrer Behauptung, daß nur ein von Gott Beglaubigter, also auch der durch den heiligen Geist erwählte Statthalter Christi, vollen Glauben verdiene, weil er Untrügliches lehre, einem Katholiken etwas entgegensetzen, wenn derselbe Zustand auf diese Ihre Behauptung uns Protestanten den Abfall von seinem göttlichen Oberhaupte zum Vorwurf macht? — Der Muhamedaner stützt sich mit seinem Glauben auf die Worte seines von Gott ihm gesandten Propheten, welche derselbe durch einen Engel auf außerordentliche Weise von Gott

empfangen haben soll. Was wollen Sie einem Verehrer Muhameds antworten, wenn er gleich Ihnen sagt: Ich glaube an das, was unser Prophet uns gelehrt, weil er als ein außerordentlicher Gesandter, als ein beauftragter Bote Alla's zu uns spricht, mit eben der Vollmacht, wie Ihr vergöttlichter Erlöser! Müssen Sie dem Glauben dieses Muhameds nicht eben so gut Achtung erweisen, als dem Ihrigen, in so fern und so lange Sie an Jesu Wort glauben, weil er als ein Gott, oder was dasselbe ist, als ein göttlich Beglaubigter von Ihnen anerkannt wird? Müssen Sie nicht eben deßwegen von jedem Versuche, einen Jeden zum Christenthum zu bekehren, abstehen? Müssen Sie nicht bei seiner Berufung auf seinen göttlichen Propheten verstummen, wofern Sie sich nicht diesem Muhamedaner gegenüber durch Ihre Aeußerungen in eine Bedrängniß bringen wollen, von der Sie sich nicht befreien können?

Doch ich setze den Fall, daß dieses Alles nicht stattfindet, was ich so eben angedeutet habe, ja ich will Ihnen einmal stillschweigend einräumen, daß Sie mit Ihrer Vergötterung Jesu eine höhere und sicherere Stellung einnehmen, als der Katholik, der sich auf den Pabst, und der Muhamedaner, welcher sich auf seinen Propheten beruft, will zugeben, daß Sie dem Katholiken und Muhamedaner gegenüber mit Ihrem Pochen auf die Göttlichkeit Jesu nicht in Verlegenheit kommen; so sollten Sie doch bei Ihrer Behauptung, Jesu nur glauben zu können, weil er ein Gott war, bedenken, daß Sie damit die innere Herrlichkeit seiner Religion, ich will nicht sagen herabdrücken, sondern nur bemerken, wie Sie dabei diese Herrlichkeit seiner Religion zugleich gänzlich übersehen, welche ihrer Entstehung zum Grunde liegt, ihre Ausbreitung befördert und ihre ewige Fortdauer verbürgt; sollten bedenken, daß sich Jesus nirgends für einen Gott erklärt hat, sondern sich nur, und zwar erst in der spätern Zeit seines Lebens, als den verheißenen Messias seines Volks ansah und anerkannt wissen wollte, und immer nur von seiner geistigen Verbindung und Uebereinstimmung mit Gott sprach, bedenken, daß er als ein Freund der Vernunft nicht diese, sondern die Unvernunft von sich zurückwies, daß er auf Ueberzeugung drang, die ohne den Gebrauch der Vernunft nicht eintreten kann, daß seine vernünftig und rein aufgefaßte Religion die Vernunft gar nicht zu scheuen hat, und daß dieselbe ohne Vernunft durchaus nicht aufgefaßt

und vor Entstellung gesichert werden kann; bedenken sollten Sie auch, wenn die Worte eines Andern unbedingt als die seinigen gelten sollen, so muß man auch überzeugt sein, daß solche von Ohrenzeugen oder wenigstens von Männern herrühren, die keiner Täuschung von Seiten Anderer oder ihrer selbst unterworfen waren, und daß diese Berichterstatter somit diese Worte unverändert, rein und vollständig, auch unter sich selbst übereinstimmend an uns gelangen ließen. Dieß läßt sich jedoch im Bezug auf die von den Evangelisten niedergeschriebenen Worte Jesu nicht mit entschiedener Sicherheit darthun. Es ist nämlich ein unabweisliches Ergebniß vorurtheilsfreier, wissenschaftlicher Erforschungen in dem Bereiche unserer Religion, daß die neutestamentlichen Evangelien nicht von den Männern, deren Namen sie an der Stirn tragen, sondern von uns unbekannt gebliebenen Christen der frühesten Zeit und zwar erst nach Jerusalems Zerstörung, ohngefähr zwischen 80 und 150 Jahren nach Christi, also nicht von Augen- und Ohrzeugen desselben verfaßt worden sind, daß diese Männer von den Vorurtheilen ihrer Zeit und ihres Volkes nicht frei waren, daß ihnen außer einiger zu ihrer Zeit vorhandenen Urkunden nur mündliche, also sich auch verändernde Sagen unter den ersten Christen zu Gebote standen, daß jeder einzelne Berichterstatter seine eigenthümlichen, beschränkten und oft verurtheilsvollen und vorgefaßten Ansichten in seine Mittheilungen eingemischt, so daß sie alle in der Auffassung und Beurtheilung der einzelnen Thatsachen und in der Darstellung derselben nicht blos in Hinsicht des Stoffs, sondern auch im Betreff der Oertlichkeit und der Zeitfolge gar oft mehr oder weniger sich von einander scheiden, zuweilen sogar sich auffallend widersprechen. Wir können also nicht mit Zuverlässigkeit sagen, Dieses oder Jenes hat Jesus und jener mit denselben Worten einst ausgesprochen. Daher bleibt es auch eine Thorheit, wenn wir auf jedes Einzelne seiner Worte ein bestimmtes Gewicht legen, und auf solchem ein strenges und abgeschlossenes Glaubenssystem aufbauen wollen. Sie sollen endlich bedenken, daß wir Jesu und seiner Religion keinen guten Dienst leisten und kein sonderliches Compliment machen, wenn wir den Glauben an Beide nicht sowohl auf deren innern Werth, sondern vielmehr, ja wohl selbst ausschließlich, auf ihre Göttlichkeit, d. h., auf ihren außerordentlichen göttlichen Ursprung stützen; sollten bedenken, daß unsere Reli-

ligion eine Beglaubigung und eine Verherrlichung ihrer Wahrheit und Trefflichkeit in sich selbst trägt, und zu ihrem fernern Bestehen einer Vergöttlichung ihres Stifters gar nicht bedarf; bedenken, daß Sie, indem Sie besonders als Religionslehrer lediglich glaubensvoll für Jesum als einen Gott und zugleich für die Liebe als ein Werk der göttlichen Offenbarung und somit unbedingt für alle Dogmen Luthers, der bei aller seiner geistigen Größe als Mensch von Irrungen nicht frei blieb und bleiben konnte, als tapferer Kämpe in die Schranken treten, dabei nicht selten durch Ihre gesunde Vernunft — es sei denn, daß es Ihnen bereits gelungen ist, sich ihrer gänzlich zu entledigen — sich selbst in ein großes Gedränge und in eine für ihr ganzes Dasein recht peinliche Lage bringen werden.

Nein, das ist zu arg! rief jetzt der jüngere Geistliche in seiner heiligen Entrüstung. Durch Ihre aberwitzige Vernunft sind Sie um ihren wahren Glauben gekommen — und Sie, entgegnete der Aeltere, sind durch Ihren blinden Glauben um Ihre gesunde Vernunft gekommen.

Mit diesen harten Worten waren Beide da, wo der Weg ihnen zu scheiden gebot, angelangt, und hier trennten sie sich mit einer stummen Verbeugung; heftigen Schrittes verfolgte Jeder seinen Pfad.

Aus der Ferne rief der Jüngere den Aeltern noch zu: Ich beklage Sie wegen ihrer unglücklichen geistigen Richtung auf dem Gebiete unserer heiligen Religion und Kirche.

Sehr dankenswerth, erwiederte der Aeltere. Ich gebe Ihnen dagegen die Versicherung, setzte derselbe hinzu, daß ich von der leisesten Regung des Neides im Bezug auf Ihren wissenschaftlichen Standpunkt mich gänzlich frei fühle.

Das Urtheil über beide Personen und deren Ansichten mögen sich meine Leser selbst bilden.

Fünfte Vorlesung.

1. Die heuchelnden Frommen und ihr Verlangen nach dem zukünftigen Leben. — 2. Ist unser Streben fruchtlos, wenn Gott nicht uns Schwachen mächtig ist? — 3. Die Orthodoxen, und ihr Eifer gegen den kirchlichen Fortschritt.

1.

Bekanntlich brüsten sich die, in welchen, wie sie selbst zu sagen pflegen, der heilige Geist zum Durchbruch gekommen, unsere sogenannten Frommen und Auserwählten, mit dem Glauben und der beseligenden Hoffnung im Bezug auf die Seligkeit des künftigen Lebens, und bezeichnen darum diese Welt als ein Jammerthal, das man mit allen sinnlichen Gütern und Freuden verachten müsse, und sprechen von einem heißen Sehnen nach dem, was künftig und ihnen im Himmel bereitet ist. Da sollte man nun meinen, es müßte diesen Ueberfrommen die Welt mit Allem, was sie ihnen darbietet, völlig gleichgültig und der Tod ein herzlich willkommener Bote des Himmels sein. Stehet es aber wohl in der That und Wahrheit also mit ihnen? Keineswegs; wer sie genau in das Auge faßt, muß daran zweifeln Gleich allen andern Menschenkindern suchen sie, was sie auch von ihrem Glauben und Hoffen sagen, wie glücklich und hoffnungsreich sie sich auch herausstellen nnd geberden mögen, die Güter und Freuden dieser Welt, benutzen sie die Gelegenheit zu ihrer Bereicherung und zur Erhöhung ihres Lebensgenusses, so wie die Mittel, durch welche sie den Tod so lange als möglich von sich fern halten können. Sie sind also nach Allem, was wir an ihnen wahrnehmen, Irregeleitete, Betrogene, die in ihrer geistigen Befangenheit sich selbst täuschen und von Andern getäuscht werden, oder, was schlimmer ist, Betrüger, Heuchler, die Andere hintergehen und auch Gott zu täuschen versuchen.

Eine Dichtung, die ich Ihnen hier vorlege und Ihrem Urtheile überlasse, mag dieses recht anschaulich machen.

Einst war eine Schaar frommer Frauen im Dämmerlicht eines trüben Tages zu einer stillen Andachtsstunde vereiniget, in welcher verschiedene Gebete von der Vorleserin ausgesprochen wurden, die stets mit der Bitte um Erlösung von dieser sündlichen Welt und um Aufnahme in den freudenreichen Himmel endigten. Nach Vollendung derselben erschien plötzlich im himmlischen Glanze ein Bote Gottes in der Mitte der Betenden. Erschrocken sank die ganze Schaar auf die Knie. Ich komme, sprach der himmlische Gesandte nun im feierlichen Tone, im Auftrage eures himmlischen Vaters, der euer Flehen vernommen, ich komme um euch die Erhörung und Erfüllung desselben zu verkündigen und euch insgesammt aufzufordern, im Einzelnen hierzu Ja und Amen zu sagen. Alle Anwesenden erbebten ob dieser Kunde, senkten die Häupter, bedeckten mit zitternden Händen die erbleichten Gesichter und unterbrachen die eingetretene Todtenstille nur durch Seufzen. Nach langem vergeblichen Hören auf eine Antwort sprach der Engel folgende Worte: Was ich so eben wahrnahm, das hat der allweise und allwissende Gott vorausgesehen. Darum vernehmet nun, was er durch mich zu euch spricht: Eure Frömmigkeit, euer ganzes Sinnen und Thun ist eine Frucht geistiger Ueberspannung und Verwirrung und ein Zeichen sträflicher Heuchelei, kann mir daher durchaus nicht wohlgefallen, ist mir ein Gräuel. Verlasset den bisher von euch gewählten Weg zu meiner Gnade, und bethätiget mir eure Liebe und Verehrung, die ihr durch euer seitheriges ganzes Thun und durch eure langen Gebete darzulegen bemüht waret, in allen euren Lebensverhältnissen durch einen meinen Gebeten entsprechenden Sinn und Wandel. Ich bin ein Geist und die mir als solchem wohlgefallen wollen, müssen mich im Geiste und in Wahrheit verehren. Der Bote Gottes verschwand und mit seiner Entfernung verlosch der heilige Glanz. Nach und nach erhoben sich die Versammelten, erschüttert und zerknirscht gingen sie schweigsam und geräuschlos nach ihrer Behausung.

Hier treten verschiedene Fragen an uns heran, und erwarten eine Beantwortung; Woher diese Verirrung? Auf wen und auf was fällt hier die Schuld? Wohin führt eine solche? Können wir bei ihr und

durch sie Ruhe finden? Wie ist sie zu beseitigen? Kann sie sich dauernd erhalten? u. s. w.

2.

Zu so manchem dem unbefangenen Forschen Bedenklichen und Ungenügenden, was auch von den Kanzeln dargeboten wird, gehört unter Andrem auch nachstehende nicht selten wiederkehrende Aeußerung: Wir müssen uns bestreben, in so weit es nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte möglich ist, immer weiser und besser, in jeder Hinsicht vollkommener zu werden. Doch all unser Streben wird in diesem Betrachten fruchtlos bleiben, wenn Gott nicht in uns Schwachen mächtig ist, und durch seinen Geist in uns wirket, also seinen besondern Beistand uns angedeihen läßt. Daher müssen wir um diesen Geist zu ihm beten.

Hierüber einige Fragen.

Ist denn unser ganzes geistiges Wesen, unsre denkende Vernunft und unser fühlendes Herz, so wie unser Erkennen und Wollen des Guten und die Kraft zu Beiden nicht schon von Gott? Soll er außerdem hier noch in eine besondere Wirksamkeit treten, und mit Ausnahme dessen, was er schon in unsere Natur gelegt und was er durch Erziehung, Unterricht, Beispiele, äußere Zustände und Begriffe bewirkt, noch Außerordentliches zu unserer Erleuchtung und Veredlung thun? Und wenn er dieß thut, kann es ohne Wunder, ohne ein wunderbares Eingreifen in die von ihm höchst weisheitsvoll in die ganze Natur gelegten Gesetze geschehen? Können wir an ein solches besondres und specielles Wirken von Seiten Gottes, an eine außerordentliche Nachhülfe desselben glauben, und das von ihm erwarten, ohne in unserer Ueberzeugung von seiner Allwissenheit, überhaupt von seiner Vollkommenheit gestört zu werden? Wenn Gott außerdem, daß er Erkenntniß, Willen und Kraft im Bezug auf das Gute schon in unsere Natur gelegt hat und dabei uns durch so Manches, was uns umgiebt, insbesondere durch die Religion, zu Hülfe kommt, und auch noch auf andere und besondere Weise in uns Schwachen mächtig sein, uns zum Guten befähigen, kräftigen und ausrüsten soll; und wenn er dieß wirklich thäte, müßte er dieß nicht, um gerecht zu sein, an allen Menschen thun, und müßten dann nicht auch Alle gleich gut sein?

Ist dieß aber wohl der Fall, und wenn es der Erfahrung nach nicht also ist, wenn selbst der beste Mensch in der Erfüllung des Guten immer noch weit zurückbleibt, stellt dieß nicht den sichersten Beweis vor uns hin, daß von einer noch besondern nnd außerordentlichen göttlichen Nachhülfe zum Guten nicht die Rede sein kann, und daß unser Gutsein lediglich von unserm freien Entschluß abhängt? Wenn nach der kirchlichen Annahme Gott noch ganz besonders in den Schwachen mächtig ist, um ihn zum Guten zu erheben, und dieß als ein gerechtes Wesen an allen Menschen ohne Ausnahme thun muß, wenn somit durch solche außerordentliche Nachhülfe auch alle Menschen gleich gut werden müßten, so daß das Gutsein nicht durch den freien Willen eines jeden Menschen bedingt würde, wären wir da nicht genöthiget jede Hindeutung auf Lohn und Strafe, weil Beides nur dann eintreten kann, wenn der Mensch freiwillig das Gute oder Böse wählt, von uns zu weisen und müßten wir nicht das biblische Wort (Matth. 25, 32.) Jesus werde bei seiner glorreichen Wiederkunft die Guten zur Rechten und die Bösen zur Linken stellen, als ein irriges bezeichnen? Wird das Gute erst noch durch außerordentliche Wirkung Gottes in uns hervorgebracht, ist dasselbe somit nicht unsere, sondern Gottes Sache, verliert dadurch nicht unsere Tugend ihren hohen Werth im Bezug auf uns, indem derselbe für uns immer darauf beruht, daß wir uns selbst zu ihr erheben? lassen wir die Ansicht unserer orthodoxen Kirchenmänner als eine richtige gelten, daß nämlich, Gott noch auf außerordentlichen Wegen in den Schwachen mächtig ist so treten zwei Fälle vor uns: einmal, thuet dieß Gott im Bezug auf alle Menschen, wie es bei dessen Gerechtigkeit nicht anders möglich ist, müssen wir dann nicht fragen: Wie kommt es, daß es dennoch Ruchlose giebt, welche diese außerordentliche Unterstützung an sich vermissen lassen? Dann, wenn Gott seine besondere Nachhülfe nicht allen Schwachen angedeihen läßt, können solche von Gott Uebersehene in ihrem sündhaften Zustande sich nicht damit rechtfertigen, daß diese Nachhülfe ihnen nicht zu Theil geworden sei; können sie nicht sagen: Wir würden bessere Menschen gewesen sein, wenn Gott auch in unserer Schwachheit mächtig gewesen wäre und uns in derselben nicht verlassen hätte? Wenn auch in der ganzen alten Welt der Glaube an einen noch besondern und

persönlichen Geist Gottes, dem man diese Nachhülfe zuschreibt, gewaltet hat, kann uns dieß wohl verpflichten, denselben festzuhalten; und wer sollte es nicht ganz natürlich und in der Ordnung finden, wenn wir von diesem Glauben zurücktreten, zumal da wir von so vielen andern Vorstellungen der alten Welt abstehen und sie als irrthümliche anerkennen und aufgeben mußten, weil solche mit Vernunft und Erfahrung, und mit Gottes Vollkommenheit und Würde im grellen Widerspruch sich befinden. Wenn endlich dieser Glaube uns auch in der Bibel hie und da begegnet darf uns dieß auffallen, da der Ursprung der biblischen Schriften einem Alterthum angehört, in welchem derselbe herrschend war? Und wenn selbst Jesus von einem heiligen Geiste sprach, der seine Jünger in alle Wahrheit leiten und sie kräftigen würde, wer könnte und dürfte behaupten, daß er ein besonderes und persönliches Wesen Gottes und nicht die in dem Menschen liegende göttliche Kraft, das Gute zu erkennen und zu wollen, im Sinn gehabt hätte? — Beten sollen wir nach den Forderungen unserer Religion im Betracht unsers Strebens, immer besser und vollkommener zu werden. Gut! Beten wollen wir, d. h. geistig uns in Gottes Nähe stellen, mit ihm umgehen, fort und fort uns mit ihm beschäftigen und bei Allem, was uns begegnet und was wir thun, ihn im Herzen tragen. Dieß wird unsern Sinn veredlen und unsere sittliche Kraft verstärken. Die Vorstellung jedoch, daß man Gott noch um eine besondere und außerordentliche Kräftigung zum Guten zu bitten und solche von ihm zuverlässig zu erwarten habe — die leider das Uebel mit sich führt, daß sie unser eigenes Streben nach dem Guten abschwächt — müssen wir den theologischen Träumern in der Kirche überweisen

Ich bin weit davon entfernt, durch das seither Gesprochene dem zu diesem Vertrage mich veranlassenden biblischen Worte, welches Paulus Gott in den Mund legt (2 Cor. 12, 9.): „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig" seine Bedeutung und Kraft zu entziehen, da es, mit Unbefangenheit betrachtet, ohnehin auf einen außerordentlichen Beistand Gottes mittelst des heiligen Geistes gar nicht hinweiset; sondern ich will dasselbe lediglich vor Entstellung und Mißbrauch von Seiten der Religionslehrer sichern, da eine falsche Auffassung und Anwendung desselben den Christen — um nur dieses Einen hier zu gedenken — in seinem selbst-

ständigen Streben nach selbstgewonnener, also wahrer Tugend nur zu leicht einschläfert.

Fassen wir alles Bisherige mit nüchternen und vorurtheilsfreien Geiste nun zusammen, so erscheint es als ein religiöser, von der Kirche geschaffener und gepflegter Wahn, als eine Thorheit, an eine ganz besondere und außerordentliche Befähigung und Kräftigung zum Guten von Seiten Gottes zu glauben, auf eine solche hinzuweisen und solche zum besondern Gegenstande seines Gebotes zu machen. Der unbefangene Denker kann nur zugeben, daß Gott gleich Anfangs den Menschen mit dem ausgestattet hat, was ihn zum Guten befähiget und kräftiget, und muß jenen Glauben, so wie den an das kirchliche Dogma von einem dreieinigen Gott, die beide mit einander zusammenhängen und bis hieher sich gegenseitig erhalten haben, als Erzeugnisse des kirchlich-religiösen Aberglaubens durchaus von sich weisen; zumal da das Letztere, das auf die Dreieinigkeit Gottes bezügliche, die Vorstellung von einem einzigen Gott, welche den heiligen Grundstein unserer Religion bildet, in Frage stellt, ja umstößt. Daher ist es auch dieses Dogma, über dessen Annahme selbst unsere Orthodoxen sich in stetem Schwanken befinden, und dessen Sicherung und Erhaltung ihnen sehr viel zu schaffen macht.

Daß die von mir hier aufgestellte Ansicht, durch welche die Lehre von einer besondern geistigen Persönlichkeit und von einer damit zusammenhängenden Dreieinigkeit Gottes, so wie die von einer außerordentlichen Einwirkung desselben auf uns zum Behuf unserer sittlichen Vervollkommnung in Abrede gestellt wird, eine unkirchliche ist, gebe ich somit bereitwillig zu; ob sie aber unvernünftig und unchristlich ist, möchte sich schwerlich erweisen lassen.

Mag übrigens ein Jeder seinem Glauben folgen; fällt es Diesem oder Jenem zu schwer, den kirchlichen aufzugeben und bleibt er diesem getreu, so bitte ich solchen, über sich zu wachen, daß sein Streben nach reiner und wahrer Tugend dabei in ihm nicht ermatte und daß er die paulinische Mahnung wohl beherzigen möge (1 Cor. 10, 12.): „Wer sich läßt dünken er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle.“

3.

Wir werden bei Betrachtung wissenschaftlicher Zerwürfnisse und Streitigkeiten sehr oft die Bemerkung machen, daß die eine Partei der andern etwas zum Vorwurfe macht, was, genau erwogen, nicht bloß an der Letztern gelobt werden sollte, sondern auch, wenn es wirklich Tadel verdiente, auf die Erstere selbst anklagend zurückfallen würde, ihr somit schadet und dagegen ihre Gegenpartei und deren Sache unterstützt.

Ich wende mich mit dieser Bemerkung sogleich auf das hin, was auf dem kirchlich-religiösen Gebiete Aehnliches von uns wahrgenommen wird, und fasse hier die orthodoxen Eiferer für ihren Stillstand und gegen den Fortschritt der unbefangenen Denker ins Auge.

Sie, die conservativen Orthodoxen sagen nämlich zu denen, welche dem Fortschritt huldigen: Ihr trennet euch von unserer heiligen Kirche und schadet ihr, indem ihr der Lehre derselben und dem Glauben an diese untreu werdet und zugleich solchen in Andern abschwächet.

Um hierauf zu antworten, will ich jetzt gänzlich davon absehen, daß ein Vorwärtsgehen in jeder Wissenschaft, also auch und ganz besonders in denen, welche dem Felde der Religion und Kirche mehr oder weniger angehören, nicht einen Tadel sondern vielmehr ein Lob verdient, somit auch weit höher zu achten ist als ein Stillstehen, so wie ein fließendes und lebendiges Gewässer mehr Werth hat, als ein stillstehendes, unbewegliches, durch seine Bestandtheile, Bewohner und Ausdünstungen widriges und unbrauchbar werdendes Sumpfwasser; ich will, sage ich, jetzt hiervon so wie von vielem Andrem, was gegen obige Aeußerung der stabilen Theologie sich aufstellen läßt, völlig absehen, und dießmal nur darauf hinweisen, wie die unveränderlich auf ihrem kirchlichen Standpunct verharrenden Glaubensmänner, um ihre freisinnigen Gegner zum Schweigen und Stillstehen zu bringen, unter andern zu einer Einwendung ihre Zuflucht nehmen, die, wenn sie nur einiges Gewicht wirklich hätte, auch ihnen selbst zur Last gelegt werden könnte. Denn durch ihre Aeußerung, daß die Freunde und Förderer des Fortschritts sich einer Trennung von unserer protestantischen Kirche und einer Untreue an deren Glaubenssätzen schuldig machen, setzen sie sich selbst auch in den Anklagestand. Ich darf solchen ja nur die Frage an das Herz legen, ob sie

wohl selbst von Jugend an ihren kirchlichen Glaubensansichten ohne alle Veränderung treu geblieben sind, ob sie nicht so Manches späterhin umgeändert oder aufgegeben haben, was sie früher festhielten? Da sie diese Frage unmöglich mit einem Ja beantworten können, bringen sie sich somit nicht zugleich mit ihren Gegnern, welche sie des Fortschritts wegen anklagen, im Fall nämlich, daß dieser wirklich tadelhaft wäre, in gleiche Verdammniß? Doch dieses ist's nicht allein; denn, indem sie unsern dem Fortschritt huldigenden Männern den Vorwurf machen, daß sie den bisherigen kirchlichen Glaubensstandpunkt verlassen und untergraben, so fällt ja dieser Vorwurf — immer unter der Voraussetzung, daß ein Vorwärtsschreiten etwas Fehlerhaftes und Strafbares wäre — auch zugleich auf Jesum, auf dessen Heilslehre, auf unsere Kirche, so wie auf alle um die beiden Letztern hochverdienten Männer, und vorzugsweise auf den glorreichen Gründer unserer protestantischen Kirche, dessen Lehre sie erhalten wissen wollen, zurück.

Ich sagte: auf den Stifter unserer Religion. Hatte er als solcher, als Führer zu einem reinern Lichte religiöser Wahrheit nicht die Schranken der Religionsverfassung seines Volks überschritten? — Ich sagte: auf unsere ganze christliche Religion überhaupt. Oder ist diese wohl in ihrer ursprünglichen Reinheit geblieben? Hat sie nicht unter den Händen ihrer geistlichen Oberherren mannichfache Veränderungen, oder vielmehr Verunstaltungen erfahren? Liefert uns nicht die große religiöse Zerfahrenheit der christlichen Welt in viele Parteien und Kirchen den sprechendsten Beweis für fortwährende Veränderungen auf dem kirchlich-religiösen Gebiete, und könnten unter den vielen von einander getrennten und sich fälschlich christlich nennenden Religionsparteien so viele widrige Zerwürfnisse und hartnäckige Kämpfe über verschiedene Glaubensansichten und Lehrsätze von je her und heute noch vorgefunden werden, z. B. über die Autorität des Papstes und der Tradition, so wie der Bibel, über die Gegenwart Christi im Abendmahle, über die göttliche Gnadenwahl, über das Taufen der Kinder, über die Verehrung der Heiligen und der Bilder, über das Cölibat, über die sogenannten guten Werken 2c; ja könnten Entstellungen der Lehre Jesu, wie sie uns überall begegnen, vorhanden sein, wenn die Gesammtkirche unverändert und ohne Bewegung auf ihrer Stellung geblie-

ben wäre? — Wenn ich ferner bemerkte, wie die auf den Stillstand und der Unveränderlichkeit beharrenden Orthodoxen, welche den Männern des Fortschritts vorwerfen, daß sie sich durch ihr Benehmen an der Religion und der Kirche versündigen, dadurch auch allen Reformatoren und namentlich auch Luthern und Melanchthon zu nahe treten, so läßt sich dieß sehr leicht erweisen. Fassen wir nun hier den Erstern, als den auf seinen Ansichten und Annahmen am beharrlichsten fußenden Reformator, auf welchen auch unsere conservativen Orthodoxen am meisten pochen, ins Auge, so werden wir finden, daß auch er seinen frühern Behauptungen nicht immer treu blieb, also ein Mann des Fortschritts zu seiner Zeit war, nicht zu gedenken, daß er sich als ein solcher schon durch seine Entfernung und Lossagung von der herrschenden Kirche kund gab. Ich will hier nur darauf aufmerksam machen, wie er Anfangs rücksichtslos die Tradition und die Autorität der Kirchenväter so wie die Kirche selbst verwarf, wo sie seinen Ansichten vom Verdienste guter Werke, von dem Klostergelübde, vom Cölibate ꝛc entgegenstanden, und sich dennoch wieder auf solche Ueberlieferungen und Autoritäten in seinem Streite mit Zwingli (Briefe IV. 348.) stützte, und wie er noch später, nach der Versicherung seines Freundes Justus Jonas, seine zu große Halsstarrigkeit gegen Zwingli zu Marburg vor Melanchthon eingestand und bereuete. Daß auch dieser seinen frühern Glaubensansichten nicht überall treu blieb, und viele derselben in seinen spätern Lebensjahren nach Luthers Tode wesentlich milderte, zeigen ja die Anfeindungen, Streitigkeiten und Verketzerungen von Seiten der Vollblutslutheraner, die seinen Lebensabend so sehr trübten. Daß endlich unsere kirchliche Glaubenslehre bald nach dem Tode der Reformatoren noch keinen sichern Halt hatte, und daß die Vertreter derselben in der Auffassung und Festhaltung derselben sich in Zwietracht befanden, und daß dieselbe nur zu bald so manche Veränderung erlitt, dieß bewahrheitet auch die Eintrachtsformel (Formula concordiae), welche 1577 zu Klosterbergen von mehreren Theologen um Frieden zu stiften gezimmert werden mußte, und verschiedene Abänderungen zur Folge hatte. Hat aber wohl demohngeachtet selbst unter dem in lutherischen Buchstaben erstarrten Theologen von daher bis in unsere Tage über die Glaubenslehren unserer Kirche eine vollständige Einigung stattgefunden? Ist nicht so manches lutherische Dogma

selbst unter diesen Orthodoxen im Allgemeinen mehr oder weniger im Fortgange der Zeit gefallen; ist nicht z. B. auch unter diesen der Teufelsglaube und insbesondere die biblische Erzählung von den Teufeln, welche 2000 Schweine der Gadarener in den See stürzten, in einigen Mißcredit gekommen, welche selbst unsere Teufelsretter, Leo, Hengstenberg, Vilmar und Consorten nicht zu bewältigen vermögen? —

Aus allem Bisherigen geht hervor, was ich hier darthun wollte, der hier behandelte, von Seiten der conservativen Theologen unternommene Versuch, die Männer eines vernünftigen Fortschritts im Bereiche der Religion zu verdächtigen, ist ein eitler und thörichter, und bekräftiget nur die Behauptung, von welcher ich in diesem Aufsatz ausging, daß man auch auf dem Felde der theologischen Wissenschaft Männer vor sich hat, die durch das, was sie, um sich zu sichern und ihrem Gegner zu schaden, hervorheben, nur sich selbst in Verlegenheit setzen und zugleich ihrer Sache und sich selbst Schaden bereiten.

Vorlesung oder Mittheilung.

Einiges von aufgestellten kirchlich-theologischen Preisfragen einer Landesuniversität Utopiens.

1.

Die orthodoxen Religionslehrer und die zu ihrem Gefolge gehörenden, dem kirchlichen Glauben huldigenden Frommen unsers Landes betrachten und bezeichnen diese Welt mit Allem, was sie enthält und uns darbietet als ein Jammerthal und den Himmel als den Ort unendlicher Freude und namenloser Glückseligkeit, und folglich den Tod als den Erlöser aus jener und den Führer in diesen; sie sprechen von der Nichtigkeit dieser Welt und ihrer Güter und von dem hohen Werthe der verheißenen himmlischen Wohnstätte, von der Eitelkeit dieses Lebens mit seinen Freuden und von der Herrlichkeit des kommenden Daseins mit seinen Seligkeiten also auch von einem Verzichtleisten auf Alles, was die Gegenwart darbietet, ja auf eine Verachtung alles Irdischen; sie brüsten sich endlich mit ihrem festen Glauben, daß sich jeder Mensch der speciellen Fürsorge Gottes erfreue, folglich auch um jedes Einzelnen willen in seine ewigen Naturgesetze störend eingreife, der jedes Menschen Jahre und Stunden des Lebens gezählt und festgestellt habe und ohne dessen Willen kein Haar von dem Haupte falle. — Hiermit steht nun ihr ganzes Benehmen nicht im Einklange. Sie lieben die Welt mit allen ihren Gütern und Freuden und bemühen sich um deren Besitz und Genuß; sie verschmähen deßwegen z. B. keineswegs die Theilnahme an erheiternden Belustigungen, an Spe-

culation mit Werthpapieren, vermögen des Jammern nicht zu bewältigen, wenn sie einen irdischen Verlust erleiden, noch das Beneiden, wenn sie einen Andern in günstigen Umständen erblicken; sie fürchten den Tod, und nehmen, um ihn so lange als möglich fern von sich zu halten, zu Heilmitteln ihre Zuflucht, suchen durch Blitzableiter nicht blos ihr Hab und Gut, sondern auch ihr Leben zu sichern, und bringen somit ihr wirkliches Verhalten mit ihren oben bezeichneten religiösen Ansichten in einen völligen Widerspruch, strafen die Letztern durch das Erstere geradezu der Lüge.

Die Frage ist nun: Wie ist Beides mit einander zu vereinigen, und wie ist's möglich, diese Männer aus ihrer Verlegenheit und Bedrängniß zu ziehen, so daß sie ehrenhaft vor uns dastehen?

2.

Unsere orthodoxen Gottesgelehrten und Kirchenlehrer verehren auf der einen Seite den unsere gesunde menschliche Vernunft in Schutz nehmenden und hervorhebenden Ausspruch unsers Religionsstifters — wozu sie nicht blos durch ihre eigene gesunde Vernunft, sondern auch durch ihre Stellung zu Jesu verpflichtet sind —: „Das Auge (d. h. ohne Widerrede die gesunde Vernunft) ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig (also unverdorben) ist, so wird dein ganzer Leib Licht sein. Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsterniß, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein! (Matth. 6, 22 u. f.)" Auf der andern Seite weichen sie doch wieder von dieser von Jesu empfohlnen Leuchte auf unserer Bahn zur Religion, welche doch, wie schon bemerkt, nichts Anderes als unsere gesunde Vernunft ist, scheu zurück, wollen von ihr in kirchlichen Glaubenssachen nichts wissen, erklären sie nach dem Vorgange mehrerer Kirchenväter, namentlich eines Augustin und selbst späterhin Luthers, für verfinstert, dumm und betrügerisch, sprechen ihr vor Allem die Befähigung und das Recht ab, in Dingen des kirchlichen Glaubens ihre Stimme abzugeben, und schmähen sie sogar als ein Werkzeug des Teufels.

Wie läßt sich nun dieser hier vorliegende sich widersprechende und gegenseitig aufhebende Doppelglaube, dieser unnatürliche und widerwärtige Zwiespalt in dem Innern dieser Gottesmänner beseitigen und beschwören

so daß unser Glaube an deren gesunde Vernunft keine Erschütterung leidet?

3.

Die orthodoxe Kirche, um ihren Glaubenssätzen ein größeres Gewicht zu geben, das Wahrsein derselben zu bekräftigen und die Angriffe auf sie von Seiten ihrer Gegner unschädlich zu machen, beruft sich unter andern auch auf deren langes Dasein, auf das hohe Alterthum und die frühzeitige Vertretung und Geltung derselben. Was die mir zugethanen Religionslehrer aufstellen, spricht sie, besteht schon seit Jahrhunderten und hat die Autorität großer Männer schon in der frühesten Zeit für sich. Nun begegnet sie auch wiederum denen, welche Bedenken und Zweifel gegen diese Glaubenssätze erheben, mit der Aeußerung: Was ihr da aufstellt, ist gar nicht neu, ist schon längst dagewesen, längst schon von Männern der Vorzeit hervorgehoben und meinen Glaubenslehren entgegengestellt worden. Somit benutzt die Orthodoxie eine und dieselbe Thatsache das eine Mal zur Kräftigung und Erreichung eines ihr vorschwebenden Zweckes, während sie dieselbe Thatsache das andere Mal wieder zur Abschwächung und Vereitlung desselben Zwecks, sich selbst betrügend, herbeizieht. Denn mit der Hinweisung auf das Alterthum und die Autorität will sie ihre Glaubenssätze emporheben und zugleich auch die ihr widerwärtigen Religionsansichten niederschlagen, wobei sie außerdem nicht bedenkt und einräumen muß, daß auch die Letztern, die ihr mißliebigen Religionsansichten, Alterthum und Autorität nach ihrem eigenen Zugeständniß für sich haben. Die Nichtbeachtung des Worts: „Niemand kann zween Herren dienen" spielt ihr hier einen recht fatalen Streich.

Nun ist die Frage: Welchen Weg muß man einschlagen, um diesem Uebelstande in dem Benehmen der Kirche alten Stils abzuhelfen, um diesen Fehlgriff derselben unbemerkbar zu machen und die hier gegebene Blöse derselben im Kampfe gegen ihre Widersacher zu decken?

Ich erlaube mir diesen Fragen noch einige für unsere conservativen Theologen anzureihen, und insbesondere zur Beherzigkeit und, wo möglich, zur genügenden Beantwortung denjenigen Gottesgelehrten vorzulegen, welche an den neuesten Lebensbeschreibungen Jesu von Renan, Beltzer,

Strauß, Schenkel und Wislicenus ein großes Aergerniß nehmen, weil diese Darsteller des Lebens Jesu in Uebereinstimmung mit allen Männern des Fortschritts auf dem Felde der Religion eine buchstäbliche Auffassung der Evangelien verschmähen, und so mancher wesentlicher Bedenken, wohlbegründeter Ausstellungen und nothwendiger Abweichungen im Bezug auf die Angaben derselben sich nicht überheben können, also auch mit der kirchlichen Auffassung des Seins und Wirkens Jesu hie und da in Widerspruch treten, diese Auffassung in ihr rechtes Licht hervorziehen und dadurch die Zuverlässigkeit und Glaubenswürdigkeit derselben untergraben.

1.

Nach den evangelischen Mittheilungen empfing Jesus den heiligen Geist schon durch seine Geburt, indem er im Schooße einer Jungfrau als ein Sohn des heiligen Geistes erzeugt wurde. Dann aber erhielt er auch diesen Geist bei seiner Taufe. Wenn nun Jesus schon von Natur ein Kind des heiligen Geistes war, so machte dieß doch ein späteres Herabkommen desselben auf ihn überflüssig. Wir haben hier also zwei Vorstellungen über den wunderbaren Ursprung des heiligen Wesens Jesu vor uns, die einander gegenseitig ausschließen, und doch beide, wie die Kirche lehret, auf evangelischer Wahrheit, also auf einem heiligen Boden ruhen, so daß keine von ihnen in Zweifel gezogen werden darf, wenn wir nicht annehmen wollen und dürfen, daß eine dieser beiden Mittheilungen des heiligen Geistes nur eine scheinbare oder unvollständige war.

Wie ist diese Schwierigkeit zu beseitigen ohne der Sache selbst zu schaden?

2.

Nach Marcus heilte Jesus einen Taubstummen plötzlich so vollständig, daß derselbe zum Staunen aller Anwesenden sogleich der menschlichen Sprache mächtig war (7, 32.). Da nun ein Taubstummer nach den Gesetzen der Natur deßwegen nicht reden kann, weil er Andere nicht reden hört, und die menschliche Sprache aus Mangel am Gehör nicht lernen kann, und da das Erlernen des Sprechens nur durch Uebung des Sprachorgans zu Stande gebracht werden kann, un dfolglich auch dann, wenn die Organe des Gehörs und des Sprechens bereits hergestellt worden sind, das Verstehen der Sprechenden und die Fähigkeit durch Nach-

ahmung selbst zu sprechen, nur allmälig eintreten kann: so stellt sich nun die Frage vor uns hin, ob Jesus hier ein einfaches, oder, wie es die evangelische Angabe erheischt, ein doppeltes Wunder vollbracht habe. Wenn wir nun das Letztere annehmen und annehmen müssen, da der Evangelist ausdrücklich sagt: „Und alsobald redete der Stumme recht,“ so müssen wir auch darauf eingehen, daß Jesus dabei nicht blos Eingriffe, wie bei jedem einfachen Wunder, in die Gesetze der Natur gemacht hat, sondern daß er auch das, was nur nach und nach durch Hören des von Andern Gesprochenen, durch Versuche, das Gehörte nachzuahmen und durch Uebung der Sprachorgane gewonnen werden kann, durch ein Wunder zu Stande gebracht, also noch ein Wunder außer und nach dem ersten verrichtet hat, daß uns mehr als jedes andere in Erstaunen setzt, unsern Wunderglauben auf die schwerste Probe stellt, und das Festhalten desselben jedem unbefangenen Denker gar zu sehr erschwert.

Die Frage an unsere orthodoxen Theologen ist also hier: Was ist zu thun, um die allzustarke Zumuthung, welche hier an den Wundergläubigen gemacht wird, zu mäßigen?

3.

Die Evangelisten bezeichnen Jesum als einen schon durch die Art seiner Erzeugung und durch die Umstände seiner Geburt verherrlichten Gott, drücken ihn aber doch auch wieder dadurch zu einem Menschen herab, daß sie sich abmühen, seine natürlich-menschliche Abstammung von David (freilich durch zwei lückenhafte, von einander abweichende und ohnmöglich der Wahrheit gemäß herzustellende) Geschlechtsregister zu erhärten. Hier liegen also zwei Angaben und Darstellungen im Bezug auf Jesu Abstammung und Natur vor uns, die mindestens sich störend einander gegenüber stehen, und sich auch durch die Erklärung nicht vereinigen lassen, die Evangelisten hätten durch die Erweisung und Erhärtung der davidischen (also einer menschlichen) Abstammung Jesu dessen Messiaswürde vor den Juden hervorheben wollen, weil diese ohne die davidische Abkunft Jesu an ihn nicht würden geglaubt haben. Denn wollte man diese Erklärung gelten lassen, so würde dadurch die Entschiedenheit, Sicherheit und Glaubenswürdigkeit der Evangelisten und außerdem unser Glaube an das Wahrheits- und Rechtsgefühl derselben wesentlich leiden. Es bleibt somit

nichts übrig, als eine der beiden Annahmen aufzugeben und auf sich beruhen zu lassen.

Folglich ist hier die Frage zu erörtern und zu lösen: Welche von beiden?

4.

In unsern Evangelien liegen zahlreiche und bestimmte Vorhersagungen des Todes und der Auferstehung Jesu vor uns; und so erwarten wir mit Recht, daß die Jünger durch ihr Verhalten uns davon, daß diese Vorhersagungen wirklich geschehen sind, Zeugniß gaben. Dem ist aber nicht also. Ihr Benehmen spricht geradezu dagegen. Denn sie zeigen sich von Allem, was mit und von dem Tode Jesu an geschieht, gänzlich überrascht. Schon bei seiner Verhaftung und noch mehr bei seiner Hinrichtung tritt eine solche Ueberraschung der Jünger, die sich mit den frühern Hindeutungen auf diese Ereignisse nicht zusammendenken läßt, uns auffallend entgegen; die Jünger von Emmaus verbreiten sich seufzend über ihre getäuschten Hoffnungen; die Weiber machen Veranstaltung zu Jesu Salbung, die doch nur an einem wirklich Todten stattfinden kann. Das leere Grab und alle Erscheinungen in und außer demselben setzen Alle in Erstaunen, und die Kunde von der geschehenen Auferstehung dünkt Allen wie ein Märchen; Thomas kann sogar allen Versicherungen vom Auferstehen keinen Glauben schenken. Alles dieses hätte doch bei den vielen Vorhersagungen der letzten Umstände Jesu wegfallen sollen.

Die Frage ist nun: Wie läßt sich mit dieser Ueberraschung und Zweifelsucht der Jünger im Bezug auf Jesu Tod und Auferstehung so wie auf alles dabei Geschehene die Voraussagung desselben vereinigen, und wenn dieß nicht möglich ist, welche der beiden hier erwähnten, von den Evangelisten mitgetheilten und sich gegenseitig aufhebenden, wenigstens sehr störenden Thatsachen muß in Zweifel gestellt und aufgegeben werden?

nichts übrig, als eine der beiden Grundideen aufzugeben und auf sich beruhen zu lassen.

[illegible] ist hier die Frage zu erörtern und zu lösen: Welche von beiden?

In unsern Evangelien liegen zahlreiche und bestimmte Vorhersagungen des Todes und der Auferstehung Jesu vor, und sie [illegible] uns mit Recht, daß die Jünger durch ihr Verhalten uns davon, daß diese Vorhersagungen wirklich geschehen sind, Zeugniß geben. Dem ist aber nicht also. Ihr Benehmen [illegible]. Denn sie zeigen sich vom Tode, wie [illegible] von der Auferstehung [illegible] gänzlich überrascht. Schon bei [illegible] und noch mehr bei [illegible] [illegible] der Jünger, die sich mit den [illegible] und [illegible] der Jünger, das Grab zu [illegible], sich [illegible] [illegible] Vermittelung zu [illegible] [illegible] [illegible] daß die Kunde von der geschehenen Auferstehung [illegible] [illegible] allen Versicherungen vom Auferstehen seines Meisters [illegible] [illegible] den vielen Vorhersagungen [illegible] Jesu [illegible] sollten.

Die Frage ist nun: [illegible] mit dieser Ueberraschung und Zweifelsucht der Jünger im Bezug auf Jesu Tod und Auferstehung so wie auf alles dabei Geschehene die Vorhersagung desselben vereinigen, und wenn dies nicht möglich ist, welche der beiden hier [illegible], von den [illegible] [illegible] und sich gegenseitig aufhebenden, wenigstens [illegible] im Zweifel gestellt und aufgegeben werden?

Hagen, E. L.

Fehler und Gebrechen der christlichen Kirche Vorlesungen in und für den Protestantenverein

Bd.: 3

Jena 1868